

43. Jg. · H. 7-8 · 2334 · € 15,- (D)

sozialmagazin

Die Zeitschrift für Soziale Arbeit

BELTZ JUVENTA



Leaving Care

7-8.2018

Übergang

Flexibler gestalten

Inspiration

**Internationale
Anschlussmodelle**

Forderung

Leaving Care ins SGB VIII



Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter /
Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen e.V. (Hrsg.)

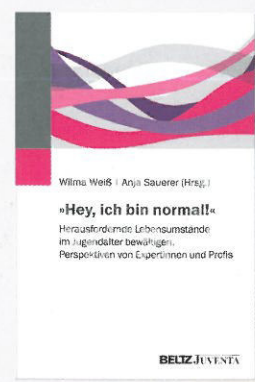
Rechte haben – Recht kriegen

Ein Ratgeberhandbuch für Jugendliche in Erziehungshilfen

3., überarbeitete Auflage 2018, 209 Seiten, broschiert, € 8,95 (44-3881)

Auch als **E-Book** erhältlich

Welche Rechte haben Kinder und Jugendliche gegenüber den Erwachsenen in ihrem Umfeld? Welche Formen der Unterstützung durch das Jugendamt gibt es und welche Rechte bzw. Spielräume haben junge Menschen hierbei? In dem Ratgeber geht es um alltägliche Probleme von jungen Menschen, aber auch um die Möglichkeiten von Hilfen zur Erziehung und Beratung durch das Jugendamt.



Wilma Weiß / Anja Sauerer (Hrsg.)

«Hey, ich bin normal!«

Herausfordernde Lebensumstände im Jugendalter bewältigen.
Perspektiven von Expertinnen und Profis

2018, 196 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-3168)

Auch als **E-Book** erhältlich

Erstmalig schreiben Mädchen und junge Frauen, die herausfordernde Lebensumstände gemeistert haben, mit Profis ein Buch zum Trauma-verstehen und darüber, was hilft, zurechtzukommen. Es macht Jugendlichen Mut und hilft pädagogischen Fachleuten.



Lothar Böhnisch

Die Verteidigung des Sozialen

Ermutigungen für die Soziale Arbeit

Zukünfte, 2018, broschiert, 234 Seiten, € 16,95 (44-2374)

Auch als **E-Book** erhältlich

Die Soziale Arbeit muss um ihre gesellschaftliche Anerkennung kämpfen. SozialarbeiterInnen spüren dies immer wieder in ihrer beruflichen Identität. Das Buch stellt die Angewiesenheit der Gesellschaft auf Soziale Arbeit in den Mittelpunkt. In 30 Argumentationsschritten wird diese fundamentale Angewiesenheit begründet. Die Argumentationen sollen Ermutigungen für ein neues berufliches Selbstbewusstsein sein. Auch kann das Buch als kritisch-optimistische Einführung in die Soziale Arbeit genutzt werden.

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA

Leaving Care

Liebe Leser_innen,

in den letzten Jahren hat die gesellschaftliche und fachliche Diskussion um Care Leaver_innen und Leaving Care einen wesentlichen Bedeutungszuwachs erfahren. Übergänge aus stationärer Heimerziehung und Vollzeitpflege sowie die mit ihnen verbundenen Herausforderungen sowohl für die professionelle Praxis als auch für die sich im Übergang befindlichen jungen Menschen stehen dabei im Mittelpunkt des Interesses. Die professionelle Praxis im deutschsprachigen Raum sucht nach Anregungen und fragt nach geeigneten Ansätzen für die Unterstützung und Begleitung junger Menschen in der Phase des Übergangs. Aus diesem Anlass werden in dieser Ausgabe des Sozialmagazins aktuelle Forschungsergebnisse und Befunde zu Übergangssituationen von Care Leaver_innen aus Deutschland, Luxemburg und der Schweiz erstmals nebeneinander vorgestellt.

Die Beiträge nehmen Perspektiven aus verschiedenen nationalstaatlichen Kontexten mit zum Teil international-vergleichender Ausrichtung ein. Während sich in Deutschland bereits seit einigen Jahren Forschung zu Care Leaver_innen sowie Netzwerkarbeit von und mit Care Leaver_innen etabliert hat, wird mit der Studie »TransCare – Young people's Transitions out of Residential and Foster Care« der Universität Luxemburg erstmals die Lage von Care Leaver_innen in und nach der Heimerziehung und der Vollzeitpflege im Nachbarland systematisch betrachtet. Die hier präsentierten Befunde ermöglichen einen überblicksartigen Vergleich mit dem Stand

der Debatte in Deutschland. Weiterhin wird der Blick auf die aktuelle Situation von Care Leaver_innen und die mit Leaving Care verbundenen Herausforderungen in der Schweiz gerichtet. Die Beiträge aus beiden Ländern spiegeln die dynamischen Veränderungen der Kontextbedingungen von Leaving Care wie auch die Relationalität des Übergangsgeschehens wieder und machen so die Notwendigkeit deutlich, in diesen Veränderungsprozessen sozialpolitisch und fachlich Position zu beziehen.

Mit unserem Themenheft möchten wir auf das komplexe Zusammenwirken (national-)sozialstaatlicher und institutioneller Rahmungen in der Statuspassage Leaving Care aufmerksam machen, um darüber die gegenwärtigen Herausforderungen für Prozesse des Leaving Care zu fokussieren. Mit diesem Blick – der sich auf die verschiedenen beteiligten Akteur_innen und deren Sichtweisen auf Leaving Care richtet – gilt es, das Wissen über Übergänge aus Heimerziehung und Pflegefamilien mit Erkenntnissen zu Anforderungen für Praxis und professionelles Handeln zu verknüpfen, um Übergangsprozesse angemessen zu reflektieren und zu gestalten.

In diesem Sinne wünschen wir allen Leser_innen bei der Lektüre anregende Ein-, Aus- und Überblicke zu einem Thema, das die Gesellschaft aktuell bewegt.

Ihr_e Sabrina Göbel, Ute Karl, Anna-Marie Herdtle,
Marei Lunz und Michael Böwer

Inhalt

Titelthema • Leaving Care

- 6 »Leaving Care« als institutionalisierte Statuspassage und Übergangskonstellation**
Es braucht flexiblere Arrangements
Ute Karl, Sabrina Göbel, Anna-Marie Herdtle, Marei Lunz, Ulla Peters
- 14 Internationale Inspirationen und transnationale Dynamiken Sozialer Arbeit mit Care Leaver_innen**
Ein Blick auf alternative Anschlussmodelle
Maren Zeller, Stefan Köngeter

- 24 Gespräch**
»... der Weg ist natürlich ungemein viel schwieriger ...«
Leaving Care aus Sicht von Ehemaligen
Marei Lunz, Benjamin Strahl, Katharina Maschewski
- 32 Übergänge aus der Heimerziehung in Luxemburg**
Die sozialen Beziehungen brauchen eine stärkere Berücksichtigung
Marei Lunz, Julia A. Jäger
- 40 Übergänge aus Pflegefamilien ins Erwachsenenalter**
Festigung und Lösung von Zugehörigkeit
Anna-Marie Herdtle

- 47 Wie Pflegeeltern den Übergang erleben**
Pflegeeltern und ihre volljährigen Pflegekinder
Anna-Marie Herdtle
- 56 Aktuelle Herausforderungen professioneller Praxis**
Heterogene Übergangssituationen zielführend gestalten
Julia A. Jäger, Ulla Peters
- 62 Der Leaving Care-Prozess aus der Sicht einer jugendpsychiatrischen Klinik**
Sinnvoll ist eine ergebnisoffene und langfristig im Voraus geplante Vorbereitung
Christopher Goepel, Anita Brück, Fabrice Mousel

- 70 Gespräch**
Leaving Care und Handlungsbefähigung
Instrumentelle Kompetenzen sind notwendig, aber sie stärken nicht die Persönlichkeit
Ein Interview mit **Kristin Teuber**
- 78 Leaving Care in der Schweiz**
Für eine stärkere Vernetzung der Kinder- und Jugendhilfe mit dem Übergangssystem
Angela Rein

- 82 Für einen eigenen Rechtstatbestand »Leaving Care« im SGB VIII!**
Eine Forderung an die neue Bundesregierung
Wolfgang Schröer, Benjamin Strahl, Severine Thomas
- 90 Freier Beitrag**
Beziehungsarbeit lehren
Ein Vorschlag für den Bachelor Soziale Arbeit
Sabrina Amanda Hancken

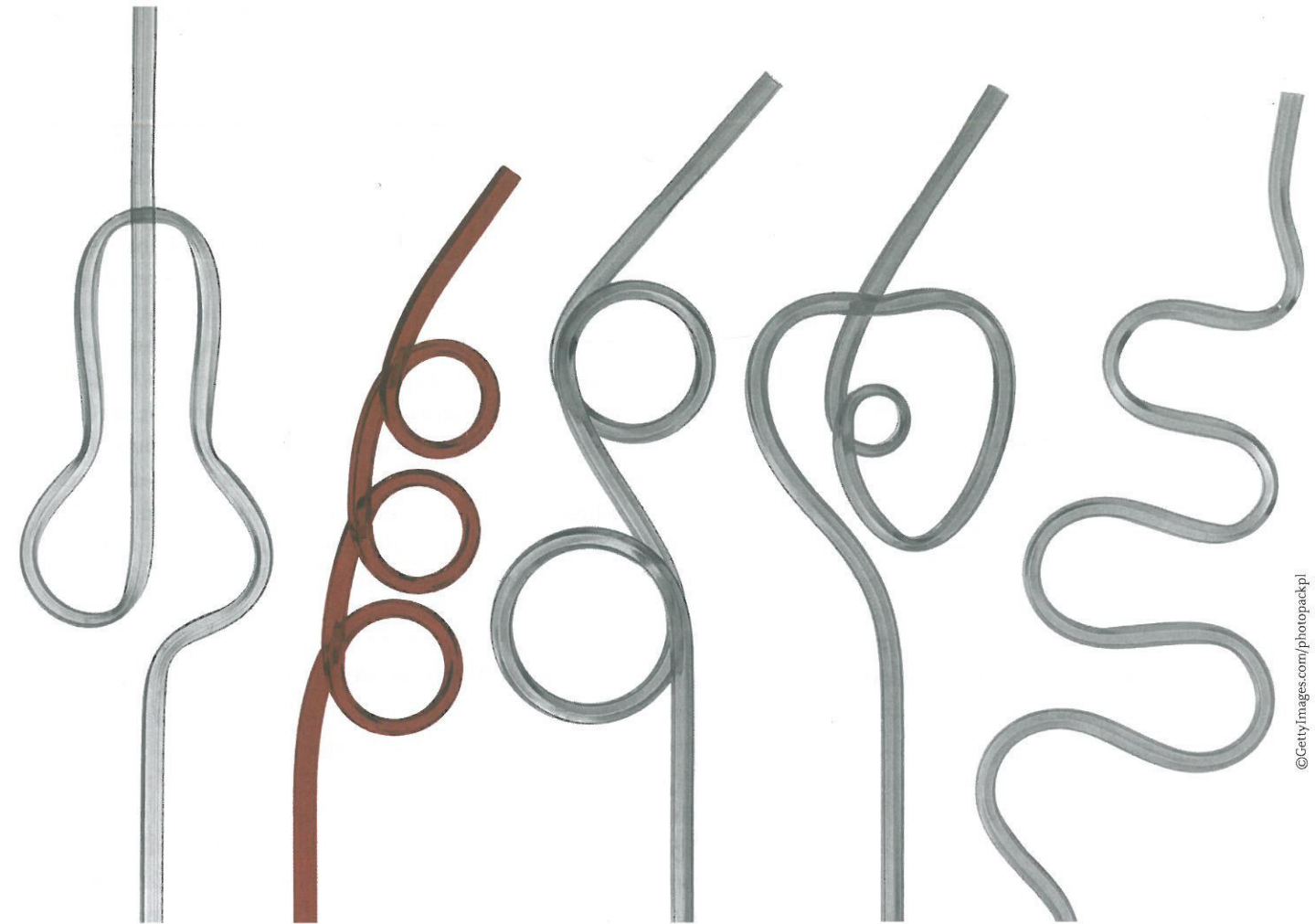
In eigener Sache

- 98 Vorschau**
- 98 Impressum**



»Leaving Care« als institutionalisierte Statuspassage und Übergangskonstellation

»Leaving Care« ist eine komplexe Übergangskonstellation, die maßgeblich durch sozialstaatliche Sicherungssysteme oder manchmal eher durch ihr Fehlen geprägt ist. In ihr stellen junge Menschen aus Heimerziehung und Pflegekinderwesen Handlungsfähigkeit her. Die Autor_innen schlagen einen relationalen Blick vor, der die Figuren von Übergangsregimen und die Relationalität der Herstellung von Handlungsfähigkeit und Bewältigungshandeln berücksichtigt und geben einen Überblick zu bisherigen Forschungserkenntnissen und Forschungsansätzen.



Von Ute Karl, Sabrina Göbel, Anna-Marie Herdtle, Marei Lunz und Ulla Peters

Sowohl in der internationalen wie auch in der deutschsprachigen Forschung hat sich in den letzten Jahren eine breite Diskussion zu der Statuspassage *Leaving Care*, den Übergängen aus der Heimerziehung und aus Pflegefamilien etabliert (vgl. Köngeter/Schröder/Zeller 2012). Die sogenannten *Care Leaver_innen* stehen im Zentrum zahlreicher Studien, die deren besondere Übergangssituationen wie auch die damit potenziell verbundenen Herausforderungen sichtbar machen. Diese erhöhte Aufmerksamkeit im Bereich der Forschung, aber auch in der Praxis, geht einher mit einer zunehmenden Vernetzung und Interessenvertretung der ehemaligen Heim- und Pflegekinder. Dabei sind Kategorisierungen wie *Care Leaver_innen* notwendig und hilfreich, um Interessen politisch zu vertreten. Aus forschungsethischer und theoretischer Sicht (dies sei hier kritisch angemerkt) sind solche Festschreibungen jedoch nicht unproblematisch, weil sie nahelegen, dass es sich hierbei um eine homogene, von anderen jungen Menschen durch das Merkmal der öffentlichen Betreuung unterscheidbare Gruppe han-

delt. Eine solche verallgemeinernde Unterscheidung kann jedoch allenfalls hinsichtlich der institutionellen Rahmung einer Betreuung und eines Aufwachsens außerhalb der Herkunftsfamilie gemacht werden und eignet sich wenig, um die Heterogenität und biografische Vielfalt der Übergänge aus den institutionalisierten Betreuungsverhältnissen zu verstehen und sichtbar zu machen.

.....
Professionelle und Adressat_innen sind an der Herstellung von Normalitätskonstruktionen beteiligt.
.....

Zunächst soll es deshalb darum gehen, ausgehend von der lebenslaufbezogenen Übergangsforschung ein relationales Verständnis von *Leaving Care* als heterogenen Wandlungsprozessen von Individuen und ihren sozialen Gefügen zu entfalten, um dann über die Beschreibung als institutionalisierte Statuspassage sowie biografische Übergangskonstellation die spezifischen Charakteristika von Übergängen aus der Heimerziehung und aus Pflegefamilien herausstellen zu können.

Transitionen als Wandlungsprozesse

Die Lebenslaufforschung (Elder 1994; Elder 1998; Kohli 2003; Walther/Stauber 2013) verweist zum einen auf die Institutionalisierung des Lebenslaufs, die vor allem durch Alterskonstruktionen (wie Volljährigkeit, Renteneintrittsalter), Schule und Ausbildung, Erwerbstätigkeit und Familie geprägt ist. Zum anderen verweist sie auf die zunehmende Destandardisierung des Lebensverlaufs, die durch vielfache und ausgedehnte Übergänge gekennzeichnet ist, wie durch die Erosion von Erwartbarkeiten (einer sog. Normalbiografie) (Walther/Stauber 2013). Trotz dieser Destandardisierung wird gerade in Übergängen deutlich, dass sich institutionelle, soziale und individuelle Erwartungen an diskursiv erzeugten Normalitäten orientieren und diese (re-)produzieren. Normalitätskonstruktionen beinhalten machtvoll Teilungslinien zwischen sozial anerkannten Praktiken und Wegen und nicht-erkannten, zwischen dem, was gewissermaßen als normal und dem, was als abweichend angesehen wird (vgl. Karl 2014). So beinhaltet beispielsweise die Rede von der Problematik früher Elternschaft eine Vorstellung, dass es ein richtiges oder angemessenes Alter gäbe, um eigene Kinder zu bekommen (z. B. nach Abschluss von Schule und Ausbildung, welche die eigenständige Existenzsicherung ermöglichen). Professionelle wie auch die Adressat_innen sind dabei selbst an der Herstellung solcher Normalitätskonstruktionen beteiligt, die gleichzeitig das Handeln machtvoll beeinflussen.

International vergleichende Studien zeigen, wie unterschiedliche wohlfahrtsstaatliche Regime auf Lebensläufe und auf darin enthaltene Übergänge strukturierend einwirken. Während die Regulierung von Übergängen in den Arbeitsmarkt im Sinne von Übergangsregimen (vgl. Walther 2006) wie auch die Absicherung durch Sozialleistungen über den Lebenslauf vielfach vergleichend untersucht wurden, wurde die sozialstaatliche Strukturierung des Aufwachsens außerhalb der Herkunftsfamilie und insbesondere die Übergänge aus diesen Kontexten *als Teil wohlfahrtsstaatlicher Regime* bisher kaum untersucht. Institutionelle Rahmenbedingungen strukturieren Pfade (*pathways*), die je nach sozialer Positionierung der Individuen mit einem bestimmten Spektrum von Optionen bzw. Einschränkungen verbunden sind. Genau an den Übergängen aus Heimerziehung und Pflegefamilien wird immer wieder deutlich, wie unterschiedliche soziale Sicherungssysteme relevant werden (Collins/Pinkerton 2008), zusammenspielen oder eben auch nicht. Junge Erwachsene in der Statuspassage *Leaving Care* haben z. B. zusätzlich zu den biografischen Risiken ein erhöhtes Vulnerabilitätsrisiko, denn je nach Konstel-

lation ist keines der Sicherungssysteme zuständig oder ihre Situation trifft dort auf keine passenden Unterstützungsangebote.

Aus der Perspektive der Übergangsforschung ist zudem bedeutsam, dass unterschiedliche Lebensbereiche bzw. »Lebensbahnen« (Raithelhuber 2011, S. 26), sog. *trajectories*, parallel stattfindende Übergänge aufweisen können, die sich gegenseitig beeinflussen, z. B. Übergänge in Elternschaft, Übergänge aus öffentlicher Betreuung und Erziehung und Übergänge in Ausbildung oder Beschäftigung. Dabei können zwischen diesen unterschiedlichen *trajectories* Spannungen bestehen, die auf der Seite der Individuen und in ihren sozialen Gefügen bearbeitet werden müssen.

Wie stellen junge Menschen immer wieder Handlungsfähigkeit her?

Transitionen im Lebenslauf sind gekennzeichnet durch eine Veränderung von Positionierungen und sozialen Rollen (*status, state*) in sozialen Gefügen. Dabei erfahren allerdings nicht nur die Personen im Übergang eine Veränderung, sondern das gesamte soziale Gefüge, die sozialen Beziehungen und Bezüge verändern sich (vgl. Welzer 1993). Transitionen sind in diesem Sinne *relational*. Transitionen sind auch nicht durch fixierte Anfangs- und Endpunkte definiert, auch wenn institutionelle Rahmenbedingungen (z. B. Erreichen der Volljährigkeit) als Fixpunkte für veränderte Konstellationen fungieren.

Während der Begriff der (Übergangs-)Pfade vor allem die institutionelle Seite des Lebensverlaufs verdeutlicht und der Begriff der *trajectories* auf die unterschiedlichen Bereiche des Lebens verweist, unterstreicht der Begriff der Transitionen sowohl die Veränderungen der Person im Übergang als auch die Veränderungen der Lebenssituation und des Beziehungsgefüges dieser Person und damit ihrer sozialen Positionierung und Rollen.

Auf Seiten der jungen Menschen können Transitionsprozesse verunsichern, erfordern individuelle Bewältigungs- und Anpassungsleistungen und gehen deshalb mit einem erhöhten Risiko des Scheiterns einher. Besonders im jungen Erwachsenenalter sind sie vielfältig, verlaufen in den verschiedenen Bereichen parallel und sind durch eine prinzipielle Offenheit gekennzeichnet. Im Verhältnis von Offenheit, Heterogenität und den erforderlichen individuellen Bewältigungs- und Anpassungsleistungen stellt sich die Frage, wie junge Menschen das Risiko des Scheiterns abwenden und in den jeweiligen

Konstellationen und Situationen immer wieder Handlungsfähigkeit (*Agency*) herstellen.

Bestimmte *trajectories* sind inzwischen zudem vermehrt durch umkehrbare (reversible) Übergänge gekennzeichnet, wie der Eintritt in den Arbeitsmarkt oder der Auszug aus dem Elternhaus, Phänomene, die z. B. von Walther et al. (2002) als *Yo-Yo-Transitions* bezeichnet werden und die das junge Erwachsenenalter bis in das vierte Lebensjahrzehnt verlängern. In diesem Sinne kann auch von einer Entgrenzung von Jugend und jungem Erwachsenenalter gesprochen werden (vgl. Schröder 2004).

Leaving Care ist so gesehen eine komplexe biografisch zu bewältigende Übergangskonstellation, von der nur ein Aspekt die institutionelle Statuspassage von einer Positionierung im System des öffentlich finanzierten Aufwachsens außerhalb der Herkunftsfamilie hin zu einer anderweitig finanzierten Lebenssituation ist, also jener Aspekt, der aus institutioneller und vor allem bürokratischer Sicht zentral gesetzt wird.

Institutionelle Erwartungen und persönliche Entwicklungsschritte

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, inwiefern die Konstellationen bei Übergängen aus Heimen und Pflegefamilien spezifische Charakteristika aufweisen und wie diese beschrieben werden können. Zunächst gilt es festzuhalten, dass mindestens eine weitere Institution und die damit verknüpften Systeme zusätzlich zu Schule, Ausbildung, Arbeitsmarkt, Herkunftsfamilie und eigener Familie (wenn die jungen Menschen in einer Partnerschaft leben oder eigene Kinder haben) etc. übergangsrelevant werden, nämlich das Heim oder die Pflegefamilie. Vor allem im Kontext der Heimerziehung wird die Volljährigkeit vielfach als Bezugspunkt gewählt, um die Notwendigkeit der Unabhängigkeit von diesem Hilfesystem zu markieren. Dabei können durchaus unterschiedliche rechtliche Regulierungen miteinander konkurrieren, relevant oder nicht relevant sein, bzw. so verstanden und angewendet werden. So zeigt sich bereits im Vergleich der beiden Nachbarländer Deutschland und Luxemburg, wie unterschiedlich Übergänge rechtlich reguliert sind: So können in Deutschland Jugendliche ab 18 Jahren an den Rechtskreis der Grundsicherung für Arbeitsuchende (SGB II) verwiesen werden, mit der Folge einer starken Fokussierung auf die Eingliederung in den Arbeitsmarkt. Dies geschieht in der Regel ohne die psychosoziale Begleitung der Kinder- und Jugendhilfe (deren Hilfe als beendet gilt), was vielfach zu Überforderungen und Brüchen in den Biografien führt und das in der Jugendhilfe

Erarbeitete wieder in Frage stellt. Im luxemburgischen Kontext greift das Garantierte Mindesteinkommen (Revenu Minimum Garantie, RMG) erst ab 25 Jahren. Dadurch sind Jugendliche bei Wegfallen der Kinder- und Familienhilfe – vor allem, wenn sie sich den teuren Wohnraum nicht leisten können – auf private Unterstützung angewiesen. Vor diesem Hintergrund besteht die Tendenz, dass junge Erwachsene länger im Kontext der Kinder- und Familienhilfe verbleiben als zum Beispiel in Deutschland. Allerdings erfordert dieser Verbleib eine schriftlich beim nationalen Jugendamt (Office nationale de l'enfance, ONE) einzureichende Zukunfts- und Unterstützungsplanung, die sie mit Blick auf ihre Verselbstständigung vorlegen müssen. Diese wird vor allem danach bewertet, welche schulischen und beruflichen Ziele der junge Mensch verfolgt. Das bedeutet, dass sich unterschiedliche institutionelle Kontexte in der Statuspassage *Leaving Care* zu einem komplizierten Übergangsregime verdichten.

Im luxemburgischen Kontext greift das Garantierte Mindesteinkommen erst ab 25 Jahren.

Die Bewältigung von Übergangskonstellationen im jungen Erwachsenenalter hängt auch von den Ressourcen ab, die jungen Menschen zur Verfügung stehen, zu denen insbesondere finanzielle Möglichkeiten, soziale Netzwerke, nährenden Beziehungen und Zugang zu Hilfen gehören. Für junge Menschen aus der Heimerziehung – zum Teil auch für junge Menschen, die in Pflegefamilien aufgewachsen sind – gilt, dass sie in der Tendenz weniger Ressourcen zur Verfügung haben, vielfach stärker durch biografische Brüche belastet sind (vgl. Cashmore/Paxman 2006; Ward 2009) und in vergleichsweise komplizierten Übergangsregimen in hohem Maße auch von der professionellen Ausgestaltung von Übergangspfaden abhängen. Gleichzeitig werden an sie jedoch höhere Erwartungen an eine umfassende Selbstständigkeit mit Erreichen der Volljährigkeit gestellt, auch wenn ein Verbleib im Hilfesystem noch möglich ist. Dima und Skehill (2011) verweisen beispielsweise darauf, dass fremdplatzierte junge Menschen gesellschaftlich direkt ins Erwachsenenalter versetzt werden, während sie psychologisch noch mit der Ablösung aus den Care-Kontexten beschäftigt sind und sich selbst noch in einem Dazwischen erleben. Aus dieser Ungleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit von institutionellen Erwartungen und Entwick-

lungsschritten der jungen Menschen ergeben sich Herausforderungen, die sowohl professionell gerahmt als auch biografisch be- und verarbeitet werden müssen.

.....
**Es bedarf flexiblerer Arrangements,
 um diese Statuspassage angemessen zu
 begleiten.**

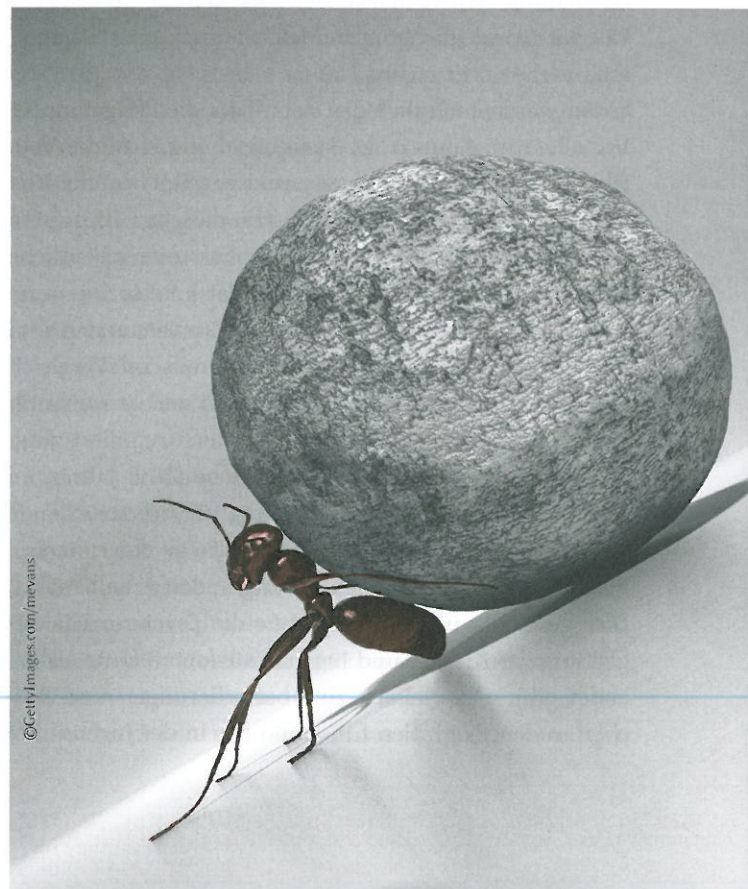
International beschäftigt sich eine Vielzahl von Studien mit den Wirkungen von Heimerziehung und Pflegekinderwesen im jungen Erwachsenenalter. Sie fokussieren dabei vor allem auf Beschäftigungssituation und Einkommen (vgl. Wade/Dixon 2006), formale und non-formale Bildung (vgl. Zeller/Köngeter 2012), (psychische) Gesundheit (vgl. Akister et al. 2010; Baidawi et al. 2014; Dixon 2008; Stein/Dumaret 2011), Drogenkonsum (vgl. Jones 2011; Narendorf/McMillen 2010), Wohnsituation (vgl. Wade/Dixon 2006), Kriminalität und frühe Elternschaft (vgl. Dworsky/Courtney 2010; Matta Oshima et al. 2013). Gründe für Negativfolgen liegen neben erfahrenem Missbrauch und Vernachlässigung in häufigen Wechseln und Abbrüchen (vgl. Cashmore/Paxman 2006; Ward 2009), in inadäquater Unterstützung während der Fremdplatzierung wie auch insgesamt in fehlender sozialer Unterstützung durch familiäre und soziale Netzwerke (vgl. Mendes/Moslehuddin 2006). Allerdings können soziale Beziehungen beides sein: eine Unterstützung und eine Belastung. So zeigen Shook et al. (2009) auf, wie Gleichaltrigen-Beziehungen, die mit einem hohen Maß an delinquentem Verhalten einhergehen, mit einem höheren Risiko den Job zu verlieren, Drogen zu konsumieren oder einer antisozialen Persönlichkeitsstörung korrelieren. Samuels und Pryce (2008) sowie Driscoll (2013) verweisen zudem darauf, dass und wie die Beziehungen zu den biologischen Herkunftsfamilien eine Quelle von Stress sein können.

Hinzu kommen unzureichend gestaltete Übergänge aus der Fremdplatzierung und abrupte Beendigungen der Hilfe (vgl. Rogers 2011). Gleichzeitig geben diese Studien Hinweise darauf, welche Unterstützung notwendig und wirksam ist und deshalb ausgebaut werden sollte: formale Bildung unterstützt das Selbstwertgefühl und verbessert die Chancen auf dem Arbeitsmarkt (vgl. Zeller/Köngeter 2012); finanzielle Unterstützung für höhere Bildung ist gerade dann besonders notwendig, wenn die Herkunftsfamilien diese Kosten nicht übernehmen können; Zugang zu günstigem Wohnraum kann vor Wohnungslosigkeit bewahren; stabile Beziehungen zu den

Professionellen auch im Sinne einer Nachbetreuung können angesichts von chaotischen Übergangssituationen zu Stabilität beitragen (vgl. Rogers 2011; Ridley et al. 2013); Unterstützung von Freizeitaktivitäten und freiwilligem Engagement kann soziale Beziehungen und Netzwerke fördern, die wiederum Stabilität ermöglichen. Courtney und Dworsky (2006) haben beispielsweise darauf hingewiesen, dass die Jugendlichen aus Pflegefamilien, die weiterhin im Hilfesystem verbleiben, bessere Ergebnisse in zentralen Bereichen vorweisen können (delinquentes Verhalten, finanzielle Situation, Wohnungslosigkeit, Teilnahme an formaler Bildung). Diese Tatsache verweist darauf, dass frühe und forcierte Übergänge eher hinderlich sind und es flexiblerer Arrangements bedarf, um die Statuspassage *Leaving Care* angemessen zu begleiten.

.....
**In die Forschung müssen Handlungsfähigkeit
 und Resilienz als relationale Phänomene
 einbezogen werden.**

Insgesamt bewegt sich eine an messbaren Ergebnissen (*outcomes*) orientierte Forschung jedoch stets im Spannungsfeld der Reproduktion der Differenzsetzung zwischen Normalität (gemessen anhand von Durchschnittswerten junger Menschen oder zugrunde gelegten Normalitäten) und Abweichung einerseits, und der not-



wendigen Aufklärung über wirksame Ungleichheiten und Benachteiligungen in der Statuspassage *Leaving Care* andererseits. Zentral ist es deshalb, die Perspektiven der jungen Menschen, ihre biografischen Sinngebungen und die in ihren Übergangskonstellationen erfahrenen Handlungsfähigkeiten (*Agency*) und Resilienz als relationale Phänomene in die Forschung einzubeziehen. Vor diesem Hintergrund schlagen wir vor, Übergangskonstellationen und die Verortung junger Menschen in solchen Konstellationen aus einer relationalen Perspektive zu betrachten. Phänomene wie Handlungsfähigkeit und Resilienz sind dann weniger als losgelöste, individuelle Eigenschaften oder Fähigkeiten zu verstehen, sondern vielmehr als im sozialen Gefüge situierte Praktiken der Herstellung von Handlungsfähigkeit oder Resilienz. Mit einer solchen Perspektive rücken Übergänge selbst als Prozesse des Wandels in den Fokus der Aufmerksamkeit,

Dieser Text (wie auch die Beiträge von Marei Lunz und Julia A. Jäger, Anna-Marie Herdtle sowie Julia A. Jäger und Ulla Peters in diesem Heft) bezieht zentrale Diskussionen im Rahmen des Forschungsprojektes »Young people's Transitions out of Residential and Foster Care (TransCare)« an der Universität Luxemburg ein. In diesem Projekt wird entlang unterschiedlicher methodischer Zugänge der Frage nachgegangen, auf welche Art und Weise junge Menschen ihre Übergänge aus der Heimerziehung und aus Pflegefamilien erleben und wie in den unterschiedlichen Übergangskonstellationen relational Handlungsfähigkeit hergestellt wird. Neben einer umfangreichen Dokumentenanalyse und einer quantitativen Fragebogenerhebung werden im Projekt qualitative Längsschnittinterviews mit *Care Leaver_innen* zu drei verschiedenen Erhebungszeitpunkten vor, während und nach dem Übergang durchgeführt. Weiterhin werden qualitativ-retrospektive Interviews mit ehemaligen *Care Leaver_innen* erhoben. Ergänzt werden diese durch Experten_innen-Interviews mit unterschiedlichen Fachkräften, um deren Sichtweisen auf Prozesse des Übergangs zu ermitteln.

Mit dieser Studie werden erstmals die institutionellen Rahmenbedingungen und die Situation von *Care Leaver_innen* in Luxemburg in den Blick genommen. Neben den förderlichen und/oder hinderlichen Aspekten bei Übergangsprozessen gilt das forschende Interesse vor allem der Frage nach der Herstellung von Handlungsfähigkeit in Prozessen des Übergangs. Gefördert wird dieses Projekt durch den luxemburgischen Fonds National de la Recherche (Laufzeit 2015–2019).

die biografisch gestaltet werden und (Neu-)Positionierungen der Subjekte innerhalb des sozialen Gefüges verlangen. Im Prozess verändern sich die Konstellationen selbst und schwingen sich (systemisch gesehen) auf neue Zustände ein. Es entstehen veränderte Verweisungen zwischen individuellen, sozialen und gesellschaftlichen Erwartungen und den hiermit verbundenen Wegen der Herstellung von lebhaften und anschlussfähigen sozialen Situationen. Indem der Blick sich auf die jungen Menschen in ihren jeweiligen Situationen richtet, kann auch deutlich werden, in welcher Weise sich Soziale Arbeit im Spannungsfeld von bürokratischen Anforderungen und professioneller Beziehungsarbeit bewegt, vor allem wenn einerseits flexible und zuweilen kreative Lösungen für die jeweils einmalige Situation gefunden werden müssen, andererseits aber bürokratische Anforderungen zu erfüllen sind.

Literatur

- Akister, J./Owens, M./Goodyer, I. M. (2010): Leaving care and mental health: Outcomes for children in out-of-home care during the transition to adulthood. In: Health Research Policy and Systems 8, H. 10, S. 1–9; <https://health-policy-systems.biomedcentral.com/track/pdf/10.1186/1478-4505-8-10?site=health-policy-systems.biomedcentral.com> (Abruf 17.3.2018).
- Baidawi, S./Mendes, P./Snow, P. C. (2014): Young people in and transitioning from out-of-home care and mental health – a call for evidence. In: Children Australia 39, H. 4, S. 200–205.
- Cashmore, J./Paxman, M. (2006): Predicting after-care outcomes: the importance of 'felt' security. In: Child and Family Social Work 11, S. 232–241.
- Collins, M. E./Pinkerton, J. (2008): The policy context of leaving care services: A case study of Northern Ireland. In: Children and Youth Services Review 30, H. 11, S. 1279–1288.
- Courtney, M. E./Dworsky, A. (2006): Early outcomes for young adults transitioning from out-of-home care in the USA. In: Child and Family Social Work 11, S. 209–219.
- Dima, G./Skehill, C. (2011): Making sense of leaving care: The contribution of Bridges model of transition to understanding the psychosocial process. In: Children and Youth Services Review 33, H. 12, S. 2532–2539.
- Dixon, J. (2008): Young people leaving care: Health, well-being and outcomes. In: Child and Family Social Work 13, H. 2, S. 207–217.
- Driscoll, J. (2013): Supporting Care Leavers to Fulfil Their Educational Aspirations: Resilience, Relationships and Resistance to Help. In: Children & Society 27, H. 2, S. 139–149.
- Dworsky, A./Courtney, M. E. (2010): The risk of teenage pregnancy among transitioning foster youth: Implications for extending state care beyond age 18. Children and Youth Services Review 32, H. 10, S. 1351–1356.
- Elder, G. H. (1994): Time, Human Agency, and Social Change: Perspectives on the Life Course. In: Social Psychology Quarterly 57, H. 1, S. 4–15.
- Elder, G. H. (1998): The Life Course as Developmental Theory. In: Child Development 69, H. 1, S. 1–12.
- Jones, L. (2011): The first three years after foster care: A longitudinal

Zur Person

Foto: privat



Ute Karl, Dr. Phil., Dipl.-Päd., war bis November 2017 Professorin für Sozialpädagogik an der Universität Luxemburg und Projektleiterin des Forschungsprojektes »Young people's Transitions out of Residential and Foster Care (TransCare)«. Seit Ende 2017 arbeitet sie als Beraterin für ein internationales Unternehmen.

Foto: privat



Sabrina Göbel, Dr. Phil., Dipl.-Päd., arbeitet seit Mai 2017 an der Universität Luxemburg als Post-Doc im Forschungsprojekt »Young people's Transitions out of Residential and Foster Care (TransCare)«.

Foto: privat



Anna-Marie Herdtle, M.A. Forschung und Entwicklung in der Erziehungswissenschaft, promoviert seit 2016 im Bereich der Pflegekinderhilfe im Forschungsprojekt »Young people's Transitions out of Residential and Foster Care (TransCare)« an der Universität Luxemburg.

Foto: privat



Marei Lunz, M.A. Sozialarbeiterin/ Sozialpädagogin arbeitet seit 2015 als Doktorandin in dem Projekt »Young people's Transitions out of Residential and Foster Care (TransCare)« an der Universität in Luxemburg.

Foto: privat



Ulla Peters, Assoc. Prof. Dr., arbeitet seit 2003 als Soziologin an der Universität Luxemburg. Sie hat sich in den letzten 10 Jahren mit der Kinder- und Jugendhilfe in Luxemburg und deren Veränderungen beschäftigt u. a. mit Fragen der Qualitäts- und Organisationsentwicklung.

look at the adaptation of 16 youth to emerging adulthood. In: Children and Youth Services Review 33, S. 1919–1929.

Karl, U. (2014): Rationalitäten des Übergangs als Rahmenkonzept: Diskursive Verortungen und Erkenntnisinteresse. In: Karl, U. (Hrsg.): Rationalitäten des Übergangs in Erwerbsarbeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 9–25.

Kohli, M. (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In: Allmendinger, J. (Hrsg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der Deut-

schen Gesellschaft für Soziologie in Leipzig 2002. Opladen: Leske + Budrich, S. 525–545.

Köngeter, S./Schröder, W./Zeller, M. (2012): Statuspassage »Leaving Care«: Biografische Herausforderungen nach der Heimerziehung. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, H. 3, S. 261–276.

Matta Oshima, K. M./Narendorf, S. C./McMillen, J. C. (2013): Pregnancy risk among older youth transitioning out of foster care. In: Children and Youth Services Review 35, S. 1760–1765.

Mendes, P. B./Moslehuddin, B. (2006): From dependence to interdependence: Towards better outcomes for young people leaving state care. In: Child Abuse Review 15, S. 110–126.

Narendorf, S. C./McMillen, J. C. (2010): Substance use and substance use disorders as foster youth transition to adulthood. In: Children and Youth Services Review 32, S. 113–119.

Raithelhuber, E. (2011): Übergänge und Agency. Eine sozialtheoretische Reflexion des Lebenslaufkonzepts. Berlin: Budrich.

Ridley, J./Larkins, C./Farrelly, N. et al. (2013): Investing in the relationship: practitioners' relationships with looked-after children and care leavers in Social Work Practices. In: Child and Family Social Work 21, S. 55–64.

Rogers, R. (2011): »I remember thinking, why isn't there someone to help me? Why isn't there someone who can help me make sense of what I'm going through?«: »Instant adulthood« and the transition of young people out of state care. In: Journal of Sociology 47, H. 4, S. 411–426.

Samuels, G. M., Pryce, J. M. (2008). »What doesn't kill you makes you stronger«: Survivalist self-reliance as resilience and risk among young adults aging out of foster care. In: Children and Youth Services Review 30, S. 1198–1210.

Schröder, W. (2004): Befreiung aus dem Moratorium? Zur Entgrenzung von Jugend. In: Lenz, K./Scheffold, W./Schröder, W. (Hrsg.): Entgrenzte Lebensbewältigung. Jugend, Geschlecht und Jugendhilfe. Weinheim und München: Juventa, S. 19–74.

Shook, J. J. V./Michael G./Litschge, C. et al. (2009): The importance of friends among foster youth aging out of care: Cluster profiles of deviant peer affiliations. In: Children and Youth Services Review 31, S. 284–291.

Stein, M./Dumaret, A. C. (2011): The mental health of young people aging out of care and entering adulthood: exploring the evidence from England and France. In: Children and Youth Services Review 33, S. 2504–2511.

Wade, J./Dixon, J. (2006): Making a home, finding a job: investigating early housing and employment outcomes for young people leaving care. In: Child and Family Social Work 11, S. 199–208.

Walther, A./Stauber, B. (2013): Übergänge im Lebenslauf. In: Schröder, W./Stauber, B./Walther, A. et al. (Hrsg.): Handbuch Übergänge. Weinheim und München: Beltz Juventa, S. 23–43.

Walther, A./Stauber, B./Biggart, A. et al. (2002) (Hrsg.): Misleading Trajectories – Integration Policies for Young Adults in Europe? Opladen: Leske + Budrich.

Walther, A. (2006): Regimes of youth transitions: Choice, flexibility and security in young people's experiences across different European contexts. In: Young 14, H. 2, S. 119–139.

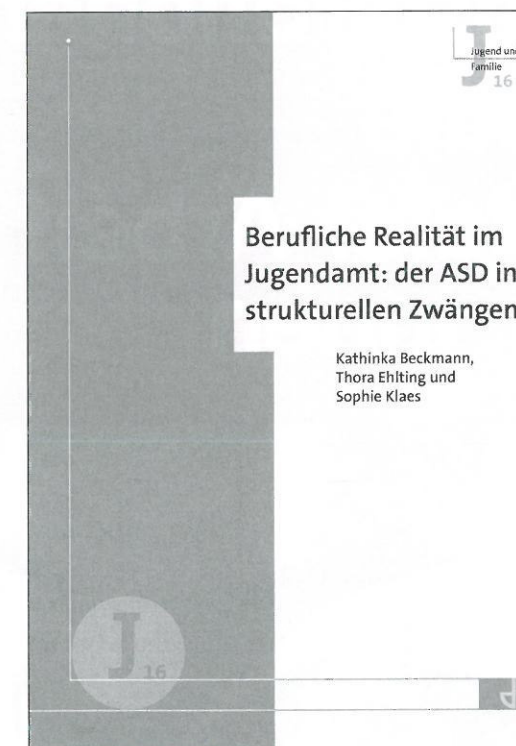
Ward, H. (2009): Patterns of Instability: Moves within the care system, their reasons, contexts and consequences. In: Children and Youth Services Review 31, 1113–1118.

Welzer, H. (1993): Transitionen: Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse. Tübingen: Edition Diskord.

Zeller, M./Köngeter, S. (2012): Education in residential care and in school: A social-pedagogical perspective on the education attainment of young women leaving care. Children and Youth Services Review 34, S. 1190–1196.

– Anzeige –

Berufliche Realität im Jugendamt: der ASD in strukturellen Zwängen



Kathinka Beckmann, Thora Ehling und Sophie Klaes
164 Seiten, kart., 19,80 €, für Mitglieder Deutschen Vereins 15,80 €
ISBN 978-3-7841-3075-0

Steigende Ausgaben für Hilfen zur Erziehung (HzE) einerseits, mitunter zu spätes Eingreifen in Kinderschutzfällen andererseits: Jugendämter, insbesondere ihre Allgemeinen Sozialen Dienste (ASD), stehen häufig in der öffentlichen Kritik. Mithilfe einer repräsentativen bundesweiten Befragung wurden die alltäglichen Arbeitsvollzüge im ASD

erhoben und deren Prozess- und Strukturqualität ermittelt. Die Bottom-up-Studie zeigt, dass den Fachkräften vor Ort oft essenzielle Bedingungen für eine professionelle sozialpädagogische Arbeit fehlen: ausreichend Zeit, buchstäblich Raum, Wissen um strukturelle Verflechtungen und Erfahrungsweitergabe. Daher gilt es, durch politische Einmischung dem Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe wieder zu seinem Recht zu verhelfen.



Bestellen Sie versandkostenfrei im **Online-Buchshop:**
www.verlag.deutscher-verein.de

Deutscher Verein
für öffentliche und private Fürsorge e.V.

Internationale Inspirationen und transnationale Dynamiken Sozialer Arbeit mit Care Leaver_innen

Maren Zeller und Stefan Köngeter thematisieren die Aufgaben und Herausforderungen einer Sozialen Arbeit der Übergänge zwischen der Wahrnehmung ihres pädagogischen, advokatorischen und sozialpolitischen Gestaltungsauftrags. Dabei geht es darum, Care Leaver_innen nicht nur auf ihren Übergang aus dem System der Kinder- und Jugendhilfe vorzubereiten, sondern die jungen Erwachsenen auch im Prozess des »Leaving Care« angemessen zu begleiten.

Von Maren Zeller und Stefan Köngeter

Es ist eine seltsame und widersprüchliche Konstellation, wenn die Situation der sogenannten *Care Leaver_innen* in Deutschland im Kontext internationaler Entwicklungen betrachtet wird: Auf der einen Seite kann Deutschland als Vorreiter gelten, wenn es darum geht, die Übergänge von jungen Menschen aus stationären Erziehungshilfen (also Heimerziehung und Pflegefamilien) zu analysieren und unterstützend zu begleiten. So finden sich in Deutschland die frühesten Studien zu diesem Themengebiet. Zu erinnern ist hier zum Beispiel an die Arbeit von Adelheit Fuchs-Kamp (1929) zu Lebensschicksal und Persönlichkeit ehemaliger Fürsorgezöglinge, aber natürlich auch an das großangelegte Projekt von Lieselotte Pongratz und Hans-Odo Hübner (1959), in der die Lebensbewährung junger Menschen aus der Heimerziehung anhand äußerer Bewährungsindikatoren aus den Bereichen »Legalität«, »Arbeit« und »Soziales« betrachtet wurde. Die Studie von Lieselotte Bieback-Diel und Wolfgang Elger (1987) nimmt die Herabsetzung des Volljährigkeitsalters 1975 zum Anlass, um danach zu fragen, ob die Jugendlichen aus der Heimerziehung bereits mit 18 Jahren auf den Übergang in

das Erwachsenenalter vorbereitet sind. Deren Ergebnisse flossen dann auch unmittelbar in die Neufassung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (SGB VIII) 1990 ein, in dem Hilfen für junge Volljährige eingeführt wurden, und seitdem und – weltweit vermutlich einmalig – sogar Hilfen bis 27 Jahre gewährleistet werden können. Doch trotz dieser progressiven Entwicklungen in Zeiten, in denen in anderen Ländern der Begriff *Care Leaver* noch lange nicht auf der Tagesordnung stand, haben sich seit den 1990 Jahren weder die gesetzlichen Grundlagen noch die Konzepte und Praktiken der Übergangsgestaltung weiterentwickelt. Damit kommen wir auf die andere Seite der Medaille zu sprechen. Während in Deutschland in der Euphorie der Durchsetzung des progressiven Kinder- und Jugendhilfegesetzes geglaubt wurde, dass für die meisten Problemkonstellationen eine adäquate, rechtlich abgesicherte Leistung zur Verfügung steht – so als würde das Wort des Gesetzes bereits die Probleme lösen – musste in anderen Ländern die Situation der *Care Leaver_innen* erst durch solide Sozialforschung, durch sozialpolitische Problematisierung und durch advokatorische Arbeit der Betroffenen selbst auf die politische und sozialpädagogische Tagesordnung gesetzt werden.

Die völlig andere, ungleich schlechtere Ausgangssituation in diesen Ländern hat Konsequenzen auf verschiedenen Ebenen:

- Es gibt international eine deutlich bessere Forschungslage, mit deren Hilfe die spezifischen Problemlagen und Bewältigungsstrategien der *Care Leaver_innen* dokumentiert werden.
- Es gibt häufig ein breiteres gesellschaftliches Bewusstsein über die prekäre Bewältigungslage der *Care Leaver_innen*, sodass auch andere Professionen und Institutionen über deren Situation Bescheid wissen und mit eigenen Programmen darauf reagieren.
- Es haben sich in einigen Ländern mittlerweile Selbsthilfeorganisationen und Netzwerke gegründet, die mit ihren Aktivitäten, Programmen und ihrer Lobbyarbeit Einfluss auf Sozialpolitiker_innen, Professionelle, Einrichtungen und nicht zuletzt auf die *Care Leaver_innen* selbst nehmen.

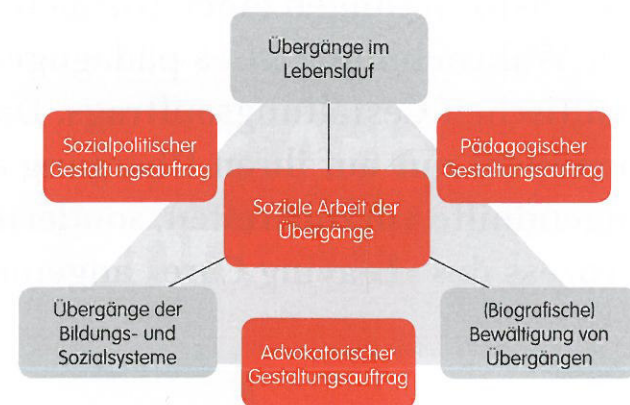
Soziale Arbeit der Übergänge hat einen sozialpolitischen Gestaltungsauftrag.

Der dreifache Gestaltungsauftrag einer Sozialen Arbeit der Übergänge

Um es pointierter zu formulieren: Die Soziale Arbeit in Deutschland hat sich im Bewusstsein einer progressiven gesetzlichen Grundlage vor allem auf die Vorbereitung der jungen Menschen auf das Erwachsenenleben konzentriert. Der in der Praxis dominant verwendete Begriff der Verselbständigung verdeutlicht dabei, dass es weniger um eine Begleitung im Übergang geht, sondern darum, als Erwachsene_r mit der Situation zurecht zu kommen. Dieser pädagogische Gestaltungsauftrag vermittelt zwischen den subjektiven Bewältigungsanstrengungen der Adressat_innen und den Übergängen im Lebenslauf. Es wird dabei jedoch übersehen, dass einer Sozialen Arbeit der Übergänge, wie sie hier vorgestellt wird, auch ein sozialpolitischer Gestaltungsauftrag zukommt. Dieser hat zur Aufgabe, die Übergänge zwischen Bildungs- und Sozialsystemen so zu gestalten, dass sie zu den Veränderungen der Übergänge im Lebenslauf passen. Zum Beispiel erfordert die Verlängerung der Lebensphase Jugend auch, dass die Kinder- und Jugendhilfe einen erweiterten Auftrag reklamiert und nicht mehr wie bislang mit 18 beziehungsweise 21 Jahren endet, sondern eine angemessene Übergangsbegleitung bis 25 Jahre gewährleistet. Und nicht zuletzt hat sie auch einen advokatorischen Auftrag,

der darin besteht, zusammen mit den *Care Leaver_innen* die Öffentlichkeit und die Bildungs- und sozialen Dienstleistungsorganisationen auf deren besondere Bewältigungslage aufmerksam zu machen; sie vermittelt hier zwischen den Bewältigungsanstrengungen der Adressat_innen im Übergang und den entsprechenden Bildungs- und Sozialsystemen. Im Folgenden Schaubild sind diese drei Gestaltungsaufträge dargestellt. Die drei Gestaltungsaufträge vermitteln jeweils zwischen zwei Polen, reflektieren dabei aber Veränderungen im jeweilig dritten Pol.

Grafik: eigene Darstellung d. V.



Während also historisch betrachtet die Ausgangssituation der Sozialpädagogik ungleich besser war, führte die ungleich schwierigere Konstellation in Ländern, wie zum Beispiel England, Kanada oder Norwegen dazu, dass diese ihren sozialpolitischen und advokatorischen Gestaltungsauftrag sehr viel ernster nahmen. Im Folgenden werden wir entlang dieser drei Gestaltungsaufträge paradigmatische Entwicklungen in verschiedenen Ländern darstellen. Ziel ist es nicht, einen systematischen Vergleich vorzulegen, sondern die Möglichkeit zu eröffnen, erfolgreiche oder zumindest folgenreiche Modelle und Programme aus anderen Ländern nach Deutschland zu übersetzen. Mit Übersetzen meinen wir hier explizit nicht zu transferieren, sondern die Frage zu stellen, welche Anschlussoptionen es in der gegenwärtigen sozialpolitischen und gesellschaftlichen Lage für solche Modelle gibt.

Schlüsselfaktoren für einen gelingenden Übergang

Der *pädagogische Gestaltungsauftrag* steht im Fokus sowohl der internationalen als auch der deutschen Diskus-

sion – jedoch mit unterschiedlichen Zugängen. Im angelsächsischen Kontext gibt es zahlreiche Studien, in denen Faktoren herausgearbeitet werden, die den Übergang für *Care Leaver_innen* positiv oder negativ beeinflussen können (z. B. Stein 2005; Benbenishty/Schiff 2009; Courtney et al. 2010). Im Kontrast zu deutschsprachigen Forschungszugängen, die insbesondere die Lebenslage und Lebensbewältigung der jungen Menschen und deren Unterstützung fokussieren, zielen diese Studien darauf ab, die Situation der *Care Leaver_innen* mit ihren gleichaltrigen Peers zu vergleichen. Deutlich wird dabei regelmäßig, dass diese sich in einer Situation der sozialen Benachteiligung beziehungsweise sozialen Exklusion befinden (vgl. Jackson/Cameron 2012). Diese Studien betonen, dass *Care Leaver_innen* häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen sind, einen schlechteren Gesundheitszustand aufweisen, häufiger in kriminelle Delikte involviert sind und früher und häufiger ungewollt Eltern werden (vgl. Stein 2012; siehe auch Einführungsartikel in dieser Zeitschrift). Erste Aufschlüsse zu dem Zusammenhang von Bedingungen des Aufwachsens in der Herkunftsfamilie und in stationären Erziehungshilfen in Bezug auf formale Bildungsprozesse finden sich in der Metaanalyse von O'Higgins et al. (2015). Für die Bereiche soziale Einbindung, Arbeitsmarktintegration, Einkommen, Partnerschaft, Gesundheit sowie Lebenszufriedenheit können im Vergleich zur Population ohne Fremdunterbringungserfahrungen auch in Deutschland schlechtere Outcomes im Erwachsenenalter nachgewiesen werden (vgl. van Santen 2014).

Der Ansatz, vor allem lebenspraktische Kompetenzen aufzubauen, greift zu kurz.

Nicht nur Vorbereitung, sondern auch Begleitung im Übergang

Andere Studien fragen weniger nach der sozialen Benachteiligung oder Exklusion, sondern nach den Bedingungen, die gegeben sein müssen, um den Übergang von *Care Leaver_innen* ins Erwachsenenleben gelingender zu gestalten (z. B. Mendes et al. 2011). Diese Untersuchungen zeigen ganz grundsätzlich, dass einer guten Vorbereitung des Übergangs eine große Bedeutung zukommt. Sie hat positive Effekte auf die alltagspraktische Lebensbewältigung sowie das psychosoziale Wohlbefinden der jungen Erwachsenen. Diese Studien sind ein Hinweis darauf, dass die in Deutschland so verbreiteten sogenannten

Verselbständigungsprogramme wichtige Bausteine für einen gelingenden Übergang sind (vgl. Sievers et al. 2015).

Gleichzeitig greift der Ansatz, vor allem lebenspraktische Kompetenzen aufzubauen, zu kurz, denn der Übergang verläuft insbesondere dann positiv, wenn *Care Leaver_innen* Stabilität und Kontinuität im Hilfesystem und in ihren sozialen Beziehungen vorfinden und die Gelegenheit erhalten, während des Übergangsprozesses auf für sie wichtige Personen zurückgreifen zu können (vgl. Stein/Wade 2000). Diese sogenannten signifikanten Anderen sind nicht nur ehemalige Pflegeeltern beziehungsweise Professionelle der Heimerziehung, sondern auch Gleichaltrige, Personen aus der Herkunftsfamilie oder andere Freund_innen (vgl. z. B. Mendes et al. 2011; Dinisman/Zeira 2011). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Varda Mann-Feder (2011) in einer Studie aus Kanada/Quebec, die zugleich ein Bündel an Maßnahmen vorschlägt, wie Betreuer_innen die Adressat_innen während ihrer Zeit in der stationären Hilfe darin unterstützen können, dauerhafte und tragfähige Beziehungen zu Gleichaltrigen aufzubauen, die auch nach dem Hilfeende fortgeführt werden können (beispielsweise Peers als Mentor_innen und Vorbilder).

Ebenso gilt es, familiäre Beziehungen stärker zu berücksichtigen. Dabei können Lebenspartner_innen (und gegebenenfalls deren Familien) für *Care Leaver_innen* im Übergangsprozess eine wichtige Rolle einnehmen (vgl. Wade 2008). Aber auch die häufig als belastend betrachteten Beziehungen zur Herkunftsfamilie können Unterstützungsressourcen bieten. So wird in der Studie von J. Wade (2008) deutlich, dass die Mehrheit der in dieser Studie befragten jungen Menschen nach dem Hilfeende den (erneuten) Kontakt zu Mitgliedern ihrer Herkunftsfamilie (Mutter/Vater, Geschwister, Onkel/Tante, Großeltern) aufbaut und versucht, die Beziehungen zu ihnen neu auszuhandeln.

Insofern ermöglichen diese internationalen Forschungsperspektiven einen erweiterten Blick auf die in Deutschland gängige Vorstellung von Verselbständigung. Es geht nicht allein darum, Selbständigkeit zu ermöglichen – wobei der Begriff der Verselbständigung ohnehin ein Widerspruch in sich ist. Vielmehr geht es darum, eine selbständige Lebensführung und Handlungsfähigkeit durch eine Einbindung in soziale Bezüge zu ermöglichen. Oder um es in den Worten von Mendes und Moslehudding (2006) zu sagen: Es geht nicht um den Übergang von »dependency« (Abhängigkeit) zu »independency« (Unabhängigkeit), sondern vielmehr um die Herstellung von »interdependency« (Interdependenz). Ein solcher Zugang betont, dass man sich für die Gestaltung



eines erfolgreichen Übergangs ins Erwachsenenleben von der Idee einer »Entlassung in die Selbständigkeit« lösen und den »erfolgreichen« Übergang ins Erwachsenenleben vielmehr als einen »Übergang im Kontext von sozialen Beziehungen« denken müsste.

.....
Eine Soziale Arbeit der Übergänge erfordert die Sensibilisierung hinsichtlich der Lebenslage »Leaving Care«.

Kooperative Dienstleistungsinfrastruktur für junge Erwachsene

Der Übergang in ein eigenständiges Leben von jungen Menschen aus stationären Erziehungshilfen bedeutet häufig nicht nur das Verlassen einer Einrichtung, sondern auch den Eintritt in andere Systeme der Hilfe, der Bildung oder der Beschäftigung(sförderung). Neben der Übergangsplanung aus dem Jugendhilfesystem heraus ergibt sich hier also auch ein sozialpolitischer Gestaltungsauftrag, bei dem die Koordination und Kooperation mit anderen Organisationen und anderen Professionen eine zentrale Herausforderung darstellt. Insofern erfordert eine Soziale Arbeit der Übergänge die Sensibilisierung hinsichtlich der Lebenslage *Leaving Care* (vgl. Königter et al. 2012) derjenigen Organisationen, mit denen *Care Leaver_innen* während ihres Übergangs aus den Erziehungshilfen in Berührung kommen (zum Beispiel

Ausbildungsstätten, Sozialleistungsträger, Jobcenter, Gesundheitseinrichtungen). Dieser Ansatz verabschiedet sich von der Perspektive Übergänge allein von den Möglichkeiten der Kinder- und Jugendhilfe aus zu denken. Stattdessen stellt sich die Frage, wie für die *Care Leaver_innen* eine Dienstleistungsinfrastruktur geschaffen werden kann, die neben der Kinder- und Jugendhilfe gelingende Übergänge ermöglicht. Auf zwei Teilbereiche dieser Infrastruktur soll näher eingegangen werden: Bildung und Wohnen.

Bildungschancen

Internationale Studien machen zunächst deutlich, dass Bildung – nicht nur informelle, sondern auch formale – eine Schlüsselrolle bei der Bewältigung der biografischen Erfahrungen spielen, in einem belasteten familiären Umfeld und schließlich in öffentlicher Erziehung aufgewachsen zu sein. Positive Erfahrungen im Bildungssystem begünstigen die Resilienz junger Menschen in Erziehungshilfen (vgl. Stein 2005; Höjer/Johansson 2013). Gleichzeitig zeigen Studien, dass jahrelang die Bildungschancen von jungen Menschen aus den stationären Erziehungshilfen unterschätzt wurden (vgl. Jackson 2013) und in Deutschland nach wie vor unterschätzt werden (vgl. Königter et al. 2016). Damit wird deutlich, dass es einerseits einen Nachholbedarf in der Unterstützung von Seiten der Kinder- und Jugendhilfe gibt. Andererseits müssen sich aber auch die Einrichtungen der Bildungssysteme auf die besondere Situation der *Care Leaver_innen* einstellen. Im Kontext der Hochschulbildung kann die Zertifizierung von Hochschulen in Großbritannien mit dem Buttle UK Quality Mark¹ als ein Beispiel dafür gelten, dass es innerhalb des Bildungssystems Möglichkeiten gibt, *Care Leaver_innen* den Übergang in post-sekundäre Bildungsinstitutionen zu eröffnen. Hochschulen, die dieses Buttle UK Quality Zertifikat erhalten wollen, müssen verschiedene Voraussetzungen erfüllen: Die Idee der Unterstützung von *Care Leaver_innen* muss institutionell verankert werden und dementsprechend von höchster Ebene (Präsidium) mitgetragen werden; das wissenschaftliche wie administrative Personal soll über Fort- und Weiterbildungen für das Thema sensibilisiert werden; Studieninteressent_innen können bei der Bewerbung an der Hochschule in den Bewerbungsunterlagen angeben, ob sie eine besondere Unterstützung wünschen. Diese Unterstützung besteht dann aus unterschiedlichen Komponenten, wie beispielsweise Studien(verlaufs)beratung, direkte finanzielle Unterstützung oder Unterstützung bei der Bewerbung für den Erhalt finanzieller Mittel (zum Beispiel

Stipendien), Unterstützung bei der Suche nach einem geeigneten Wohnraum und/oder die Bereitstellung einer Wohnmöglichkeit in einem der universitätseigenen Wohnheime zumindest im ersten Jahr des Studiums (vgl. Starks 2013). Dieses Modell ließe sich auch auf andere Bildungs- und Ausbildungssysteme übertragen, sodass allgemein junge Menschen in stationären Hilfen als auch *Care Leaver_innen* in allen Fragen formaler Bildung beraten und begleitet werden.

.....
Die Bildungschancen von jungen Menschen aus den stationären Erziehungshilfen wurden jahrelang unterschätzt.

Wohnsituation

Während für zahlreiche Länder Studien vorliegen, die die Wohnsituation von *Care Leaver_innen* näher betrachten, wurde dieses Thema in Deutschland bislang wenig diskutiert und quasi nicht erforscht. Dies ist insofern verwunderlich, als die vor allem aus den angelsächsischen Ländern vorliegenden Studien verdeutlichen, wie bedeutsam die Wohnsituation für das Gelingen des Übergangs ist. Eine Untersuchung über die Lebenssituation von *Care Leaver_innen* in Schottland beispielsweise kommt zu dem Ergebnis, dass sechs Monate nach dem ersten Erhebungszeitpunkt zwei Fünftel der Befragten von Wohnungslosigkeit betroffen sind beziehungsweise Erfahrungen damit hatten, nachdem sie die stationäre Erziehungshilfe verlassen hatten (vgl. Stein/Dixon 2006). Dabei zeigt sich, dass eine stabile und zufriedenstellende Wohnsituation sogar als Schlüsselkategorie für einen gelingenden Übergang betrachtet werden kann (vgl. Johnson/Mendes 2014; Davison/Burris 2014). Unsichere Wohnverhältnisse und das Gefühl, nach Verlassen der stationären Hilfe nicht genügend Unterstützung zu erhalten, gefährden einen positiven Verlauf des Übergangs (vgl. Cashmore/Paxmann 2006). Diese Befunde unterstreichen, wie wichtig es für *Care Leaver_innen* ist, eine Wohnung zu haben, in der es ihnen gelingt, längerfristig wohnen zu bleiben und diese behalten zu können. Diese Aufgabe kann jedoch nicht allein durch die Kinder- und Jugendhilfe gestaltet werden, sondern sie erfordert neben der engen Kooperation mit den zuständigen Stellen der Wohnungshilfe und des städtischen Wohnungsbaus auch Öffentlichkeitsarbeit, durch die Vermieter_innen als Partner_innen gewonnen werden, um jungen *Care Leaver_innen* Chancen auf eine eigene Wohnung zu eröffnen.

Care Leaver_innen haben Rechte

Der *advokatorische Gestaltungsauftrag* wurde lange Zeit in Deutschland vernachlässigt. Insbesondere in den anglo-amerikanischen Ländern werden *Care Leaver_innen* engagiert durch Lobbyorganisationen vertreten. In diesen Organisationen sind Fachkräfte verschiedenster Disziplinen – zum Beispiel Pädagog_innen, Psycholog_innen und Jurist_innen – sowie ehrenamtliche Mitarbeiter_innen tätig. Unter den Aktiven in diesen Organisationen befinden sich selbstverständlich auch *Care Leaver_innen*, die sich zum Teil in eigenen Foren innerhalb der Organisation austauschen und vernetzen. In der Arbeit dieser Organisationen für *Care Leaver_innen* geht es sowohl um eine advokatorische Interessenvertretung für die Gruppe der *Care Leaver_innen* als auch um eine individuelle Vertretung (siehe hierzu auch das Interview mit Jens Brokate in diesem Heft). Diese beiden Ziele werden durch Aktivitäten auf vier verschiedenen Ebenen vorangetrieben: Erstens werden die Anforderungen für *Care Leaver_innen*, die mit dem Übergang in ein eigenständiges Erwachsenenleben verbunden sind, kontinuierlich im sozialpolitischen Kontext als strukturelle Herausforderung thematisiert. Zweitens erhalten *Care Leaver_innen* im konkreten Einzelfall beim Übergang ins Erwachsenenleben Unterstützung – insbesondere dann, wenn ihre Rechte nicht angemessen gewahrt werden. Drittens wird im Rahmen von Fortbildungen und fachlichem Austausch zur Praxisentwicklung beigetragen. Viertens werden Forschungsaktivitäten angeregt und/oder finanziert und *Care Leaver_innen* aufgefordert, sich aktiv in diese einzubringen (Stichwort: peer research). Im Folgenden werden die irische Organisation EPIC – *Empowering People In Care* sowie die Bewegung *Our Voice Our Turn*, welche vom *Provincial Advocate for Children and Youth* – einer Art Ombudsstelle – in Ontario/Kanada unterstützt wird, vorgestellt.

.....
Eine stabile und zufriedenstellende Wohnsituation ist eine Schlüsselkategorie für den gelingenden Übergang.

EPIC – Empowering people in Care

Ein Kernstück der Arbeit der irischen Organisation EPIC, welche 1999 gegründet wurde, besteht in der anwaltlichen Begleitung (*advocacy*) von jungen Menschen in den Erziehungshilfen. Seit der Veröffentlichung des Berichts

der Kommission zur Ermittlung über sexuellen Missbrauch im Jahr 2009² müssen junge Menschen in Erziehungshilfen über die Arbeit von EPIC aufgeklärt werden. EPIC gilt als unabhängige Organisation zur Interessenvertretung und fühlt sich in diesem Rahmen an erster Stelle den Kinderrechten der Vereinten Nationen verpflichtet. Sie erhalten Fördermittel aus dem öffentlichen Sozial- und Gesundheitssystem sowie private Spendengelder. Die Form der anwaltlichen Unterstützung, wie EPIC sie anbietet, beinhaltet aber nicht nur juristische Hilfe zur Durchsetzung der eigenen Rechte. Vielmehr sieht sich die Organisation EPIC verpflichtet, Fürsprache und eine konsequente Interessenvertretung für die Gruppe der *Care Leaver_innen* auf der Ebene der öffentlichen Sozialverwaltung, der Sozialpolitik und in der Gesellschaft wahrzunehmen. Die Erfahrungen der jungen Menschen in Erziehungshilfen und im Übergang aus den Erziehungshilfen, welche durch EPIC beraten und vertreten werden, fließen unmittelbar in die Praxisentwicklung und in politische Stellungnahmen ein. In diesem Prozess gilt es auch, einflussreiche Gesellschaftsmitglieder auf die Situation von *Care Leaver_innen* – auch auf positiv verlaufene Übergänge und dafür begünstigende Voraussetzungen – aufmerksam zu machen. So ist es zum Beispiel nicht ungewöhnlich, dass sich auch prominente Persönlichkeiten – mit oder ohne Erziehungshilfe-Hintergrund – öffentlich für diesen Personenkreis engagieren. Auf diesem Weg erhalten junge Menschen mit Erfahrungen in öffentlichen Erziehungshilfen lokal, national und international eine Stimme.³

Our Voice Our Turn

Im Weiteren wird auf das Beispiel der *Care Leaver* Bewegung *Our Voice Our Turn* in der Provinz Ontario in Kanada eingegangen, welche vom Ombudsmann für Kinder und Jugendliche unterstützt wurde. Prinzipiell enden in Ontario alle stationären Erziehungshilfen zum 18. Lebensjahr. Danach können alle *Care Leaver_innen*, die sich in einer schulischen, universitären oder betrieblichen Ausbildung befinden, in das sogenannte *Extended Care and Maintenance Programm* wechseln. Im Kontext dieses Programms vereinbart das jeweils zuständige Jugendamt mit dem jungen Erwachsenen, welche weiteren Unterstützungsleistungen für den Zeitraum der Aus- und Weiterbildung gewährleistet und welche Ziele im Gegenzug in dieser Zeit erreicht werden sollen. In der Regel wird vor allem finanzielle Unterstützung gewährleistet, zum Beispiel für Wohnraum, Essen, Kleidung, Studiengebühren, Fahrtkosten, Krankenversicherungsbeiträge sowie

Zahnarztkosten. Jedes Jugendamt ist angehalten zusätzliche Beratungsangebote für die Gruppe der jungen Erwachsenen vorzuhalten. Letztendlich ist die diesbezügliche Angebotspalette jedoch regional sehr unterschiedlich (vgl. Knoke 2009).

Das genannte Programm ist zunehmend durch die jungen Menschen, die es in Anspruch genommen haben (sowie den Fachkräften), in zweierlei Hinsicht kritisiert worden. Zum einen kämen die emotionalen Unterstützungsangebote zu kurz, zum anderen entspreche der zeitliche Horizont bis zum 21. Lebensjahr nicht mehr der Realität des heutigen Übergangs ins Erwachsenenleben.

Im Jahr 2011 bildete sich aufgrund dieser kritischen Diskussion eine Arbeitsgruppe, in der Kinder und Jugendliche in stationären Erziehungshilfen, *Care Leaver_innen* und der Ombudsmann für Kinder und Jugendliche in Ontario kooperieren. Die Treffen wurden durch die Ombudschäftsstelle organisatorisch unterstützt. Die Arbeitsgruppe startete einen provinzweiten Aufruf, dass alle Kinder und Jugendlichen in stationären Erziehungshilfen und alle *Care Leaver_innen* Missstände in Bezug auf das Thema Übergang ins Erwachsenenleben in Form von kleinen Statements einreichen sollen. Aufgrund der hohen Beteiligung an dieser Kampagne entsteht die Idee, dass *Care Leaver_innen* die gesammelten Missstände im Parlament den Abgeordneten vortragen. Diese sind teilweise als Videoclips online einsehbar⁴ und zudem schriftlich dokumentiert⁵. Im Anschluss wird der Bericht »25 is the new 21« veröffentlicht (Provincial Advocate for Children and Youth 2012). Dieser enthält elementare Forderungen, wie zum Beispiel eine höhere Flexibilität und die Verlängerung des Programms bis zum 25. Lebensjahr sowie die Erhöhung der finanziellen Unterstützung für *Care Leaver_innen*, aber auch für Pflegeeltern, sofern sie jungen Erwachsenen weiterhin familiären Anschluss bieten.

.....
Der Austausch unter Peers bildet eine Ressource, um den Übergang als gemeinschaftlichen Prozess zu erfahren.

Im Januar 2013 beschließt das Parlament in Ontario einige (gesetzliche) Änderungen in Bezug auf *Care Leaver_innen*, die explizit mit dem Bericht in Verbindung gebracht werden. Der Forderung, das Unterstützungsprogramm bis zum 25. Lebensjahr auszuweiten, wird so leider nicht stattgegeben, aber immerhin ist für *Care Leaver_innen*, die an einer Hochschule studieren, zukünf-

tig eine solche Verlängerung vorgesehen. Die Summe der finanziellen Unterstützung wird für alle Programmteilnehmer_innen deutlich erhöht (auf mögliche \$850/Monat). Es werden zwei Maßnahmen vorgesehen, die vor allem auf Verbesserung im Bereich der emotionalen Unterstützung setzen. Es wird ein neues Mentor_innenprogramm für Jugendliche in stationären Erziehungshilfen aufgelegt und in fast jedem Jugendamt aus Provinzgliedern die Stelle eines sogenannten *Transition Workers* geschaffen, der *Care Leaver_innen* bei ihrem Übergang aus den Erziehungshilfen unterstützen soll⁶.

Selbstorganisation und Partizipation in der Hilfe und im Übergang

Neben solchen organisierten Interessensvertretungen als Formen der Hilfe und Beteiligung tragen Peer-Research oder zum Beispiel Modelle eines Peer-Mentoring dazu bei, dass *Care Leaver_innen* selbst aktiv in die Fachdiskurse und politischen Diskussionen über die Situation junger Menschen in Erziehungshilfen und über die Anforderungen an einen gelingenden Übergang in die Eigenständigkeit einbezogen sind. *Care Leaver_innen* organisieren sich in einigen anderen Ländern sehr intensiv in

eigenständigen Organisationen, um sich zu vernetzen, öffentlich wahrgenommen zu werden und auf die Lebenssituation von *Care Leaver_innen* aufmerksam zu machen sowie schließlich auch an politischen Entscheidungsprozessen mitzuwirken. Diese Chance, mitzugestalten, sich als Teil einer Gruppe zu fühlen und öffentlich wahrgenommen zu werden, kann neben dem gesellschaftspolitischen Engagement auch Selbstwirksamkeitserfahrungen beinhalten, die den individuellen Übergang aus stationären Erziehungshilfen positiv begleiten (vgl. Mendes/Moslehuddin 2006).

Es zeigt sich, dass diese Formen der Selbstorganisation eine wertvolle und notwendige Ergänzung zum öffentlichen Hilfesystem darstellen. Die Akteure in diesen Organisationen thematisieren den Prozess des *Leaving Care* stärker aus der Perspektive der Adressat_innen und entwickeln vor diesem Hintergrund Unterstützungsstrategien, politische Forderungen und informelle Netzwerke, die an den Bedürfnissen der jungen Menschen ansetzen. Insbesondere auch der Austausch unter Peers bildet eine wichtige Ressource, um den Übergang aus stationären Erziehungshilfen nicht nur individuell verarbeiten zu müssen, sondern als gemeinschaftlichen Prozess zu erfahren. Die Aktivitäten in den selbstorganisierten



©Gettyimages.com/Zma188

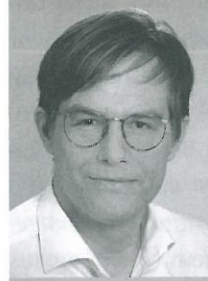
Netzwerken tragen zudem dazu bei, dass *Care Leaver_innen* sich in der Interessengemeinschaft einbringen können und auf diesem Weg persönliche Ressourcen entdecken und weiterentwickeln. Vor diesem Hintergrund entfalten diese Selbstorganisationsformen in manchen Ländern eine hohe soziale Bedeutung für *Care Leaver_innen* sowie auch eine gesellschaftspolitische Wirksamkeit. Eine nachhaltige Veränderung der Situation von *Care Leaver_innen* kann jedoch nur erreicht werden, so zeigen diese Beispiele auch, wenn sie institutionell und finanziell unterstützt und gefördert werden. Der advokatorische Gestaltungsauftrag bedeutet hier also, diese Selbstorganisationsprozesse zu fördern, ohne diese durch andere, zum Beispiel professionelle oder politische Interessen zu überlagern oder zu überformen.

In Deutschland steht der pädagogische Gestaltungsauftrag im Mittelpunkt.

Fazit

Unser Beitrag verfolgt nicht den Anspruch, systematisch einen internationalen Vergleich der Situation von *Care Leaver_innen* durchzuführen. Dieser Vergleich steht nach wie vor aus, auch wenn es hierfür bereits Ansätze und vorbereitende Arbeiten gibt (vgl. Stein/Munro 2008). Der hier vorgeschlagene heuristische Orientierungsrahmen eines dreifachen Gestaltungsauftrags einer Sozialen Arbeit der Übergänge trägt dazu bei, die Schwerpunkte – oder besser – die Rationalitäten der Bearbeitung dieser Übergänge (vgl. Karl 2014) in den jeweiligen Übergangsregimen (vgl. Walther 2012) hervorzuheben. Es zeigt sich, dass in Deutschland insbesondere der pädagogische Gestaltungsauftrag im Mittelpunkt steht, während der sozialpolitische und advokatorische Gestaltungsauftrag weitgehend unterbelichtet sind. Mittlerweile hat sich die Situation bereits dadurch verändert, dass die Autorin und der Autor dieses Aufsatzes – zusammen mit zahlreichen Mitstreiter_innen – ihrerseits in verschiedenen Projektzusammenhängen versucht haben, genau auf jene sozialpolitischen und advokatorischen Desiderate hinzuweisen und in diesen Feldern neue Entwicklungen anzuregen. Diese Anregungen basieren auf wiederholten transnationalen Erfahrungen und Dialogen, die gezeigt haben, dass wir es in Deutschland mit Selbstgewissheiten und Vereinseitigungen im Feld der Sozialen Arbeit der Übergänge zu tun haben. Dieser dominante Fokus auf die pädagogische Übergangsbegleitung führt jedoch dazu, dass

Zur Person



Stefan Köngeter, Prof. Dr. phil. Habil., ist seit 2014 Professor für Sozialpädagogik an der Universität Trier.



Maren Zeller, JProf. Dr. phil., ist seit 2014 Juniorprofessorin für Sozialpädagogik an der Universität Trier.

damit die Verantwortlichkeit für eine gelingende Übergangsbewältigung zunehmend den individuellen Akteuren zugeschrieben wird, statt reflexiv mit Widersprüchen und Transformationen der Übergangssysteme und der Übergänge im Lebenslauf kritisch umzugehen. Internationalisierung stellt keineswegs der einzige Weg dar, um eigene blinde Flecke zu identifizieren. In diesem Fall haben sie dazu beigetragen, die Vereinseitigungen der Unterstützung für *Care Leaver_innen* kritisch zu diskutieren und neue Ansätze in diesen wenig berücksichtigten Gestaltungsaufträgen vorzuschlagen und zu entwickeln.

Literatur

- Benbenishty, R./Schiff, M. (2009): Perceptions of readiness to leave care among adolescents in foster care in Israel. In: Children and Youth Services Review 31, H. 6, S. 662–669.
- Bieback-Diel, L./Elger, W. (1987): Heimerziehung – und was dann? Zur Problematik heimentlassener junger Erwachsener. 2. überarb. und erw. Auflage. Frankfurt am Main: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik.
- Cashmore, J./Paxman, M. (2006): Predicting after-care outcomes: the importance of 'felt' security. In: Child and Family Social Work 11, H. 3, S. 232–241.
- Courtney, M. E./Dworsky, A./Lee, J. S. et al. (2010): Midwest Evaluation of the Adult Functioning of Former Foster Youth: Outcomes at Ages 23 and 24. School of Social Work, Chicago, IL: Chapin Hall at the University of Chicago. www.chapinhall.org/sites/default/files/Midwest_Study_Age_23_24.pdf (Abruf 25.1.2018).
- Davison, M. S./Burris, E. W. (2014): Transitioning foster care youth and their risk for homelessness: Policy, programs, and budgeting shortcomings. In: Human Welfare 3, S. 22–33.
- Dinisman, T./Zeira, A. (2011): The contribution of individual, social support and institutional characteristics to perceived readiness to

- leave care in Israel: An ecological perspective. In: British Journal of Social Work 41, S. 1442–1458.
- Fuchs-Kamp, A. (1929): Lebensschicksal und Persönlichkeit ehemaliger Fürsorgezöglinge. Berlin: Springer.
- Höjer, I./Johansson, H. (2013): School as an opportunity and resilience factor of young people placed in care. In: European Journal of Social Work 16, H. 1, S. 22–36.
- Jackson, S. (2013): Pathways through Education for Young People in Care: Ideas from Research and Practice. London: British Association for Adoption and Fostering (BAAF).
- Jackson, S./Cameron, C. (2012): Leaving care: Looking ahead and aiming higher. In: Children and Youth Services Review 34, H. 6, S. 1107–1114.
- Johnson, G./Mendes, P. (2014): Taking control and 'moving on': How young people turn around problematic transitions from out-of-home care. In: Social Work and Society 12, H. 1. www.socwork.net/sws/article/view/390/731 (Abruf 25.1.2018).
- Karl, U. (Hrsg.) (2014): Rationalitäten des Übergangs in Erwerbsarbeit. Weinheim: Beltz Juventa.
- Knoke, D. (2009): Programs for youth transitioning from foster care to independence. CECW Information Sheet #70E. Toronto, ON, Canada: University of Toronto Factor-Inwentash Faculty of Social Work. www.cecw-cepb.ca/DocsEng/ProgsforYouths70E.pdf (Abruf 15.3.2009).
- Köngeter, S./Schröer, W./Zeller, M. (2012): Statuspassage »Leaving Care«: Biographische Herausforderungen nach der Heimerziehung. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung 7, H. 3, S. 261–276.
- Köngeter, S./Mangold, K./Strahl, B. (2016): Bildung zwischen Heimerziehung und Schule. Ein vergessener Zusammenhang. Weinheim: Beltz Juventa.
- Mann-Feder, V. (2011): Intervening with youth in the transition to independent living. In: Journal of Child and Youth Care Work 23, S. 8–13.
- Mendes, P./Johnson, G./Moslehuddin, B. (2011): Effectively preparing young people to transition from out-of-home care. An examination of three recent Australian studies. In: Family matters 89, S. 61–70.
- Mendes, P./Moslehuddin, B. (2006): From dependence to interdependence: towards better outcomes for young people leaving state care. In: Child Abuse Review 15, H. 2, S. 110–126.
- O'Higgins, A./Sebba, J./Luke, N. (2015): What is the relationship between being in care and the educational outcomes of children? Oxford: Rees Centre for Research in Fostering and Education.
- Pongratz, L./Hübner, H.-O. (1959): Lebensbewährung nach öffentlicher Erziehung: Eine Hamburger Untersuchung über das Schicksal aus der Fürsorge-Erziehung und der Freiwilligen Erziehungshilfe entlassener Jugendlicher. Darmstadt, Berlin-Spandau und Neuwied am Rhein: Luchterhand.
- Provincial Advocate for Children and Youth (2012): 25 is the new 21. The Cost and Benefits of Providing Extended Care and Maintenance to Ontario Youth in Care until Age 25. Toronto. www.provincialadvocate.on.ca (Abruf 25.1.2018).
- Santen, E. van (2014): »Lebensbewältigung von erwachsenen ehemaligen Heim- und Pflegekindern«. Vortrag auf der Wissenschaftlichen DJI-Jahrestagung »Risikokarrieren im Kindes- und Jugendalter. Aufwachsen zwischen Risiken und Risikomanagement« am 12. November 2014 in Berlin.
- Sievers, B./Thomas, S./Zeller, M. (2015): Jugendhilfe – und dann? Zur Gestaltung der Übergänge junger Erwachsener aus stationären Erziehungshilfen. Frankfurt am Main: Walhalla.
- Starks, L. (2013): Assessing the impact of the Buttle UK Quality Mark in higher education. Leeds: Buttle UK.

- Stein, M. (2005): Resilience and young people leaving care: Overcoming the odds. www.jrf.org.uk/sites/default/files/jrf/migrated/files/185935369x.pdf (Abruf 13.2.2018).
- Stein, M. (2012): Young People Leaving Care: Supporting Pathways to Adulthood. London: Jessica Kingsley Publishers.
- Stein, M./Dixon, J. (2006): Young people leaving care in Scotland. In: European Journal of Social Work 9, H. 4, S. 407–423.
- Stein, M./Munro, E. (Hrsg.) (2008): Young people's transitions from care to adulthood: international research and practice. London: Jessica Kingsley Publishers.
- Stein, M./Wade, J. (2000): Helping Care Leavers: Problems and Strategic Responses. London: Department of Health.
- Wade, J. (2008): The Ties that Bind: Support from Birth Families and Substitute Families for Young People Leaving Care. In: British Journal of Social Work 38, H. 1, S. 39–54.
- Walther, A. (2012): Regime der Unterstützung im Lebenslauf – Ein Beitrag zum internationalen Vergleich in der Sozialpädagogik. Opladen: Budrich.

- 1 Im Anschluss an ein größer angelegtes Forschungs- und Praxisentwicklungsprojekt in UK, welches zahlreiche Empfehlungen formulierte, um die Übergangsquote von *Care Leaver_innen* an Hochschulen zu steigern (vgl. Jackson et al. 2005) wurde in 2006 zusammen mit einer Stiftung (Buttle UK for children and young people) ein Zertifikat ins Leben gerufen, das all diejenigen Hochschulen erhalten können, die sich in besonderer Weise den Bedürfnissen der *Care Leaver* annehmen (vgl. www.buttleuk.org/areas-of-focus/quality-mark-for-care-leavers).
- 2 www.childabusecommission.ie/index.html
- 3 www.epiconline.ie
- 4 www.youtube.com/watch?v=7EHMCYv9So
- 5 www.provincialadvocate.on.ca/documents/en/ylc/YLC_REPORT_ENG.pdf
- 6 <http://news.ontario.ca/mcys/en/2013/01/help-for-young-people-in-and-leaving-care.html>

– Anzeige –

Jugend Notmail

Ehrenamtliche Psychologen und Sozialpädagogen
gesucht für kostenlose, anonyme
Online-Beratung von Jugendlichen mit
psychischen Problemen.

Ihr Engagement:
3 h pro Woche zu Hause am PC
Wir bieten:
Coaching und Fortbildung

Informationen unter:
www.jugendnotmail.de/berater
gallien@jugendnotmail.de
Telefon: 030 804 966 93

Wir freuen uns auf Sie!

»... der Weg ist natürlich ungemein viel schwieriger ...«

Leaving Care aus Sicht von Ehemaligen



Welche Sicht haben Care Leaver_innen auf ihre eigenen Erfahrungen im Übergang aus stationären Erziehungshilfen in ein eigenständiges Leben? Gibt es Unterschiede zwischen den Strukturen und Verhältnissen in Luxemburg und Deutschland? Was kann man voneinander lernen? Jens Brokate spricht im Interview mit dem Sozialmagazin als Vertreter des Careleaver e.V. über die Situation in Deutschland.* In Luxemburg gibt es noch keinen repräsentativen Zusammenschluss der Care Leaver_innen – unsere Interviewpartnerin berichtet stellvertretend für sie.**

Sozialmagazin: Könnt ihr erzählen, welche obligatorisch formalen Schritte beim Auszug aus den stationären Erziehungshilfen in Deutschland und Luxemburg üblich sind?

Jens Brokate: In Deutschland wird in regelmäßigen Abständen, also alle 6 Monate, ein Hilfeplangespräch geführt und wenn es auf die Beendigung des 18. Lebensjahrs, also auf den 18. Geburtstag zugeht, dann ist das Thema, wie es dann weitergeht. Also wie die Hilfe, ob und wenn ja, wie die Hilfe weitergestaltet wird, also das ist so der formale Weg.

Care Leaverin Luxemburg: In Luxemburg läuft das formal so ab, dass man sich beim ONE, also dem luxemburgischen Jugendamt, vorstellen beziehungsweise präsentieren muss. Vorher muss die Leitung oder die Erzieherin dann einen Bericht abgeben. Das ist ein Antrag mit verschiedenen Zielen und warum man vielleicht noch ein betreutes Wohnen mit 18 braucht. Daraufhin wird man dann zu einem Interview gebeten und da werden dann verschiedene Fragen gestellt, die sich hauptsächlich auf die Selbstständigkeit beziehen, also welche Förderung man vielleicht noch braucht. Das ist aber wirklich nur formell, danach wird das niemand mehr durchlesen. Dann bekommt man die Wohnungen gezeigt und formell läuft dann eigentlich gar nichts mehr, also nur eine Beantragung beim Jugendamt und das war's.

.....
In Luxemburg muss man sich beim Jugendamt vorstellen.
.....

SM: Und bei dem tatsächlichen Auszug dann aus den Erziehungshilfen, gibt es da sonst noch etwas, was beantragt oder berücksichtigt werden muss?

J. B.: Das kommt darauf an, wie das Ergebnis des Hilfeplangesprächs gewesen ist. Wenn die Hilfe jetzt komplett beendet wird und man jetzt in eine eigene Wohnung geht, dann muss man alles beantragen, was mit dem eigenen Leben zu tun hat oder wenn man erwerbslos ist beispielsweise, dann müsste man zum Beispiel Hartz IV selbst beantragen. Aber für die Hilfe an sich gibt es hier in Deutschland einen Paragraph 41 im SGB VIII, das ist Hilfe für junge Volljährige nach Betreuung. Da gibt es die Möglichkeit, dass Hilfe bis zur Vollendung des 21. Lebensjahrs gewährt wird und dann ist man ja noch in der Hilfe, dann ist das Jugendamt noch zuständig und dann wird das noch in Absprache gemacht.

SM: Welche Vorbereitungen auf den Auszug aus den Erziehungshilfen kennt ihr?

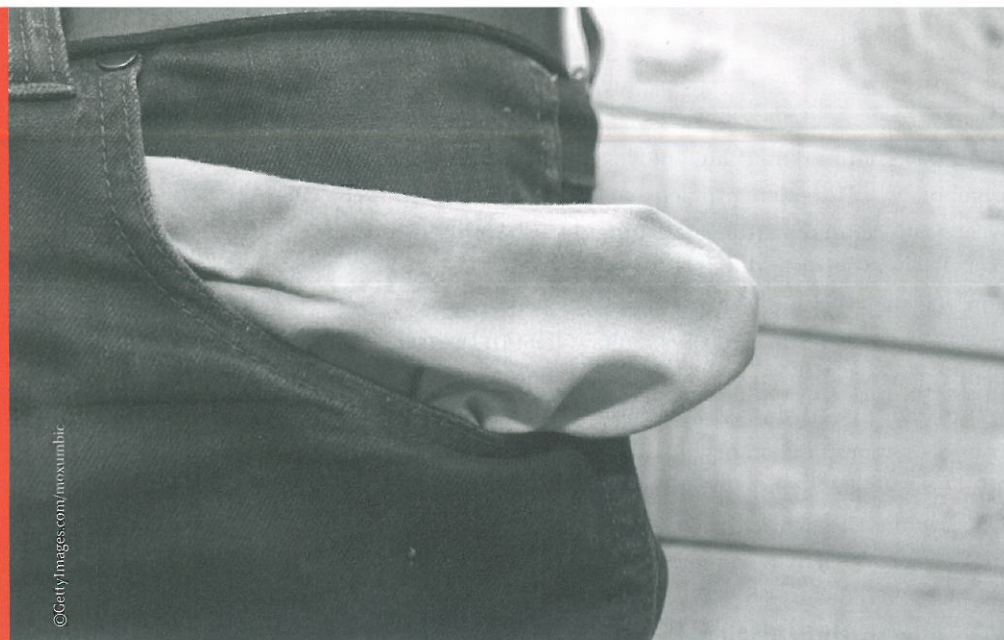
C. L.: Also zuerst einmal war ich in einem Heim, wo es so ein zweites Stockwerk gab. Das heißt, da hatte man schon sozusagen seine eigene Wohnung, man hat ein Wohnzimmer, eine Küche und ein Schlafzimmer. Man hat dann pro Monat einen bestimmten Betrag an Geld bekommen, um zu lernen, wie man mit seinem Geld umgeht. Es war dann aber so, dass ich zum Beispiel Ärzte nicht zahlen musste. Ich glaube, das Geld war nur für Essen und Getränke, den Rest hat dann das Heim gezahlt. Das war einfach mal, um ein bisschen zu üben, wie man da klarkommt. Dann hatte man natürlich auch mehr Ausgang. Die haben dann geschaut, wie kommt die Jugendliche damit klar und dann musste man noch jeden Monat Buchhaltung führen, um dann genau zu sehen, wie das im Moment läuft, wie viel man ungefähr zum Essen braucht. Aber das hat sich halt nur um das Essen gedreht und nicht um all das rundherum.

.....
In Deutschland gibt es das Trainingswohnen.
.....

J. B.: In Deutschland gibt es verschiedene Modelle. Obwohl ich jetzt natürlich nicht alle von der ganzen Bundesrepublik so ad hoc auswendig kenne, kann ich dir mal skizzieren, was gängig ist. Also es gibt zum Beispiel eine direkte Beendigung der Hilfe und man ist Knall auf Fall in einer eigenen Wohnung. Es gibt aber da Zwischenschritte, es gibt das sogenannte Trainingswohnen, dass man vielleicht in einer Wohnung oder in einer WG wohnt und das wird dann langsam angeleitet, dass man nicht sein komplettes Geld selbst verwaltet, sondern nur teilweise, dass das noch ein bisschen mit betreut wird und, dass man unterstützt wird. Oder es gibt auch so WG's, so Verselbstständigungswohngruppen, die wirklich noch an die Jugendhilfe angegliedert sind also, dass man jetzt nicht richtig mehr das Gefühl hat, man wäre in stationärer Hilfe, aber trotzdem noch in der Nähe der Einrichtung ist oder, dass man halt eine Wohnung auf dem Gelände hat, dass man das quasi so übt, alleine zu wohnen und das ist in der Regel so ab dem 16. Lebensjahr oder ab dem 16. Geburtstag.

SM: Wie denkt ihr, sollte jemand, der aus den Erziehungshilfen auszieht, darauf vorbereitet werden?

J. B.: Es ist schwer, das so generell zu sagen. Ich sage es jetzt mal so ein bisschen allgemein, was aber eigentlich auch logisch ist, nicht einfach ins eigenständige Leben geschubst zu werden, sondern man sollte aus der Hilfe noch so kontinuierlich und kleinschrittig gut drauf vorbereitet werden. Dem Menschen sollte schon an die Hand gegeben werden, was



©Getty Images.com/moximhir

nach dem eigenständigen Leben so auf einen zukommt. Nur so exemplarisch, meine Kollegin hier an der Uni, die hat eine Broschüre geschrieben »Durchblick«. Da steht das alles so ganz kleinschrittig drin, vom Wohnen über Finanzen, bis zur GEZ, also diese Gebühr, die man hier für Fernsehen bezahlt in Deutschland oder wie es in der Schule ist, also alle Bereiche des Lebens, die so auf einen zukommen. Und da haben jetzt auch schon viele Fachkräfte nachgefragt. Also, dass man da wirklich schon alle Facetten des Lebens erklärt, wie das alles läuft.

.....
Alle Unterlagen, die man so ausfüllen muss, das lernt niemand.

C. L.: Also ich denke, was in Luxemburg auf jeden Fall für mich gut war, ist, dass ich in meinem Heim lebte, das ein zweites Stockwerk hatte. Es gibt auch viele Heime, wo das nicht so ist, sondern die werden dann einfach so ins betreute Wohnen losgelassen. Das heißt, das wäre auf jeden Fall wichtig, das zur Verfügung zu stellen. Man schaut sich die Wohnung an, man hat aber nicht wirklich

die Wahl, ob man die Wohnung jetzt nimmt. Zum Beispiel war es bei mir so, die erste Wohnung wollte ich auf keinen Fall, weil sie in einer Gegend war, in der ich nicht wohnen wollte. Dann hat mir jeder auch schon klargemacht, dass ich die zweite Wohnung, die ich gezeigt bekomme, nehmen muss. Ich verstehe auch, dass man den Jugendlichen jetzt nicht zehn Wohnungen zeigen kann, ich finde trotzdem, dass man ein bisschen Mitspracherecht haben sollte. Auch das Thema Geld: Man hat gelernt, wie man dann damit klarkommt, aber eigentlich war es nicht realistisch. Zum Beispiel war mir bis dahin gar nicht bewusst, wie teuer die Antibabypille ist. Arztbesuche, wie man die zahlen soll oder wie das mit der Krankenkasse abläuft und alles das. Da bin ich eigentlich schon bei den Vorschlägen, wie es laufen könnte. Alle Unterlagen, die man so als 18-Jähriger ausfüllen muss, das lernt niemand, finde ich. All die Gänge zum Amt, all das wäre eine gute Vorbereitung.

SM: Und in Bezug auf Haushalt führen, kochen, so alltägliche Dinge?

C. L.: Ja, da wird man eigentlich im Heim schon sehr früh vorbereitet, in einem Jugendlichenheim von 12 bis

18, da ist es so, dass man sowieso am Wochenende oder sogar die ganze Woche über kochen muss, dann wechselt man sich halt ab. Ich hatte das Glück, dass ich von 12 bis 18 im Heim lebte, was bedeutete, ich hatte da schon sechs Jahre Erfahrung. Da muss man dann auch selbst einmal die Woche Wäsche waschen. Das muss man am Anfang natürlich lernen. Es gab auch einen Putzplan und jeder musste dann jede Woche was anderes putzen. In Bezug auf das Lernen ist es so, dass man immer gezwungen wird, eine Stunde zu lernen, was nachher ein bisschen schwierig war, weil ich öfters im Heim gefragt habe, ob ich selbst entscheiden kann, wann ich lernen will. Ich glaube mit 17 konnte ich das. Es wurde nie so wirklich bewilligt, dass man dann nachher ganz allein auf sich gestellt war, alleine dasaß und alleine die Motivation finden musste. Das war eine Sache, die mir zum Beispiel schwerfiel. Sonst, wenn man mit 17 ins Heim kommt, ist es natürlich schwierig. Dann hat man nur noch, ich glaube sechs Monate oder ein Jahr vielleicht, wo man das alles erlernen soll und dann ist das glaube ich schwieriger. Da hatte ich Glück.

.....
Man musste das Geld beantragen. Das dauerte aber drei Monate.

SM: Welche Schwierigkeiten oder Herausforderungen gibt es bei dem Auszug aus den Erziehungshilfen?

C. L.: Eine sehr große Schwierigkeit für mich, sowohl vom Heim ins betreute Wohnen, als auch vom betreuten Wohnen zur Universität, wo ich dann alleine klarkommen musste, war das Geld. Man musste das Geld beantragen, vor dem ersten Tag des betreuten Wohnens. Das dauerte aber

drei Monate. Hier wurde aber niemandem geholfen und im Heim bekommt man nicht so viel Taschengeld, dass man daraufhin sparen kann. Genau so war es dann auch, als ich zur Universität musste. Ich hab dann BAföG angefragt, das hat bestimmt drei, vier Monate gedauert, bis ich das bekommen habe. Ich hatte natürlich vorher aber so ein Budget, dass ich damit auch nicht sparen konnte und das war eine sehr große Schwierigkeit. Ich hatte Glück, dass ich eine Familie hab, die mir geholfen hat. Meine Mitbewohnerin zum Beispiel, hatte jedoch niemanden und wir haben uns dann gegenseitig was geborgt. Das ist was, was ich gar nicht verstehen kann, dass man da nicht darauf Acht gibt oder was vorstreckt. Außerdem gibt es das Thema Uni im betreuten Wohnen irgendwie gar nicht, weil es nicht so viele gibt, die danach studieren gehen. Auf jeden Fall habe ich hier in Luxemburg noch nicht von vielen gehört. Für das BAföG musste ich ja eine Adresse in Luxemburg haben. Da ich in Deutschland studiert habe, war das schwierig. Wenn ich jetzt zum Beispiel durch Zufall nicht meine Oma gehabt hätte, wo ich mich anmelden konnte, hätte ich Pech gehabt und dann hätte ich das deutsche BAföG beantragen müssen, wie das dann genau gelaufen wäre, das sind so Sachen. Oder im betreuten Wohnen wurden am Anfang Ziele festgelegt. Ich erinnere mich immer daran, ein Ziel war, dass ich meinen Führerschein im nächsten Jahr machen will. Aber es war erstens nicht realisierbar wegen des Geldes und zweitens, hat sich auch keiner darum gekümmert. Auch am Ende wurde keine Bilanz gezogen und kurz gesagt: »Okay super, soweit bist du, vielleicht gehst du das und das noch erledigen, bevor du zur Universität gehst«.

.....
Es gibt immer wieder Fälle, wo Care Leaver_innen zwischen finanzielle Hilfesysteme geraten.

J. B.: Ich beantworte die Frage mal in zwei Etappen, also was ich in meiner Laufbahn erlebt habe. Zum einen, das ist auf die persönliche Ebene bezogen, fallen manche jungen Menschen in ein Loch. Viele haben sich vielleicht erst auf eine eigene Wohnung gefreut, so im Sinne von Freiheit, aber es kommt schon häufiger vor, dass sie so von 0 auf 100, wenn die komplett eigenständig leben müssen, damit überfordert sind. In vielerlei Hinsicht passiert es öfter auch, dass psychische Probleme durch diese Überforderung auftreten, dass sie den Alltag einfach nicht schaffen, weil sie diesen Safe Room der Jugendhilfe – das war dann doch irgendwie so ein geschützter Raum – den zu verlassen, da ist für manche der Cut dann doch zu groß, das ist das eine. Auch in Bezug auf die Verbindung von dem eigenständigen Leben mit der Ausbildung oder Schule, da treten dann auch häufiger Probleme auf, so aus meiner Erfahrung. Das andere ist das Institutionalisierte. Es gibt immer wieder Fälle, wo junge Menschen nach dem Auszug so zwischen verschiedene finanzielle Hilfesysteme geraten, dass die einzelnen Behörden die Verantwortung sich gegenseitig zuschieben und dass es dann wirklich für manche so existenziell gefährdende, finanzielle Lücken gab, weil sich im Moment – obwohl das eigentlich überhaupt nicht passieren darf, auch gesetzlich, aber es passiert leider hin und wieder – überhaupt keine Einnahmequelle haben, auch wenn es nur temporär für zwei bis drei Monate ist. Aber dann wirklich mit null Euro pro Monat da-

zustehen, auch wenn es nur zwei, drei Monate sind, kann sich, glaube ich, jeder vorstellen, wie beängstigend das ist.

SM: Was für verschiedene Wege sind in Deutschland nach dem Auszug aus den stationären Erziehungshilfen möglich?

J. B.: Dann unterscheidet sich das auch nicht mehr so viel von allen anderen Menschen. Also ich kenne Care Leaver, die studieren oder die eine Ausbildung gemacht haben. Viele sind ja auch schon fertig. Die potenziellen Wege oder die Optionen, die unterscheiden sich natürlich nicht so unbedingt von allen anderen, aber der Weg ist natürlich ungemein viel schwieriger, für die, die studieren beispielsweise. Es fängt schon bei der Wohnungssuche an, dass viele Vermieter hier in Deutschland sagen, sie brauchen eine Kaution oder eine Bürgschaft von deinen Eltern. Wenn die Leute seit 10 oder 15 Jahren nichts mehr mit den Eltern zu tun haben, weil sie in Inobhutnahme waren oder was weiß ich, was es da alles gibt. Es gibt ja immer ein Grund, warum junge Menschen in stationäre Hilfen gelangen. Um das abzuschließen: Die Wege können natürlich gleich sein, Care Leaver können genauso studieren wie andere und auch einen guten Abschluss machen, bloß der Weg, der ist steiniger, aber die Optionen sind theoretisch die gleichen.

.....
Man muss mit 18 dann wirklich aus dem Heim raus, was ich nicht cool finde.

SM: Und was für verschiedene Wege sind in Luxemburg nach dem Auszug aus den stationären Erziehungshilfen möglich?

C. L.: Wenn man in einem Heim lebt, gibt es eigentlich nur das betreute Wohnen. Man muss dann auch wirklich mit 18 aus dem Heim raus, was ich nicht cool finde. Es gibt noch die Eltern oder halt die Familie und es gibt auch manche, die dann ins Obdachlosenheim gehen, wenn ihr Weg nicht so gut gelaufen ist. Betreutes Wohnen ist hier in Luxemburg sehr begrenzt. Wenn man dann mit 18 Jahren arbeitet, dann kann man natürlich auch alleine wohnen, aber die meisten arbeiten ja nicht mit 18 Jahren.

SM: Kannst du noch ein bisschen mehr zu deinem Weg erzählen?

C. L.: Ich war im betreuten Wohnen für drei Jahre. Ich hatte Glück, da eigentlich das betreute Wohnen drei Jahre finanziert wird oder es wird gesagt, dass es für drei Jahre gemacht wird. Ich habe genau drei Jahre Ausbildung als Erzieherin gemacht, von daher ging das bei mir genau auf. Meine Mitbewohnerin zum Beispiel hat auch Erzieherin gelernt, ist aber ein Jahr durchgefallen und musste dann extra eine lange Beantragung machen, dass sie doch ein Jahr länger bleiben kann. Ich denke, so lange man zur Schule geht oder am Lernen ist, kann man das doch einfach ohne extra Beantragung vom Jugendamt finanziert bekommen. Ich bin dann direkt zur Universität. Menschen, die jedoch nach der Erzieherausbildung eine Arbeitsstelle suchen, haben glaube ich zwei, drei Monate Zeit, um das betreute Wohnen zu verlassen. In zwei, drei Monaten hat man erstens vielleicht keine Arbeit gefunden und zweitens auch nicht genug gespart, um eine Kaution für eine neue Wohnung zu zahlen und dann muss man vielleicht eine Sozialwohnung nehmen und dann fängt das so an. Da wird sehr viel Druck gemacht.

.....
Beibehalten werden sollte, dass man in einem Heim ein zweites Stockwerk hat.

SM: Was denkt ihr, sollte in Luxemburg und Deutschland in Bezug auf den Übergang aus den Erziehungshilfen beibehalten beziehungsweise verbessert werden?

C. L.: Schwierig. In meiner Zeit zum Beispiel, gab es das Geld alle drei Monate. Das finde ich ganz schlimm, weil man dann einfach sehr viel Geld auf dem Konto hatte. Ich weiß jedoch nicht, ob das jetzt noch immer so ist. Das wäre zum Beispiel eine Verbesserung, weil ich denke, so viel Geld auf dem Konto, wenn man nie was hatte, ist nicht ganz einfach und sich das dann auch auf drei Monate aufzuteilen, ist nicht so gut. Beibehalten könnte man auf jeden Fall, dass die Betreuer dann einmal pro Woche präsent sind. Bei mir haben sie einfach geschaut, ob das Appartement noch steht und ob wir uns einig werden in der WG. Ich finde jedoch ein Verbesserungsvorschlag ist auch, dass man die Möglichkeit hat, alleine damit umzugehen. Weil man sich ja schon im Heim immer wieder mit anderen Personen zusammentun musste. Finanziell ist das wahrscheinlich gar nicht realisierbar. Ich arbeite jetzt in einem Heim für Mädchen mit psychischer Störung. Da ist es zum Beispiel ganz schwierig, was zu finden, weil da oft eine Betreuung einmal die Woche nicht reicht und da wäre wirklich eine Verbesserung, dass man da extra Strukturen aufmacht und sagt, die werden dreimal am Tag betreut. Es gibt bis jetzt normales betreutes Wohnen für Jugendliche und betreutes Wohnen für Menschen mit einer Behinderung. Das heißt, für Menschen die dazwischen sind, gibt es einfach nichts. Ich

glaube, es gibt jetzt eine Organisation, die sich dem Thema angenommen hat, aber ob da jetzt schon was gelaufen ist, weiß ich nicht. Beibehalten werden sollte auf jeden Fall auch, dass man in einem Heim ein zweites Stockwerk hat und sich das einmal anzuschauen kann, um zu beweisen, dass man das kann. Es sollte jedoch auf jeden Fall realistischer gemacht werden, weil das Leben ist nicht nur 100 Euro im Monat für Essen zu haben, sondern man muss ja auch Miete zahlen und alles drum herum.

.....
Was weiterhin verbessert werden muss, ist die flexible Übergangsgestaltung.

J. B.: Also beibehalten vielleicht den Paragraph 41. Den finde ich schon wichtig. Der besagt so viel wie, dass man auf die Bedürfnisse der jungen Menschen eingehen sollte. Also, dass die Hilfe jetzt eigentlich nicht strikt mit dem 18. Geburtstag enden muss, was eigentlich schon ein guter Ansatz ist. Das Problem ist, auch leider viel aus Kostengründen, dass eine eigene Wohnung natürlich günstiger ist, als eine stationäre Hilfe, weswegen das in Deutschland nicht immer so stringent durchgeführt wird. Was weiterhin verbessert werden muss, ist die individuelle oder flexible Übergangsgestaltung. Die Wünsche der jungen Menschen sollten unbedingt beachtet werden, das Übergangsmanagement sollte unbedingt festgelegt werden und darf auf keinen Fall auf Zufällen beruhen, gerade auch auf den Punkt, den ich eben genannt habe, dass Leute nach der stationären Hilfe auch finanziell in Lücken, Gaps, Lücken fallen, wo sie selbst nicht weiterwissen. Es muss von vornherein klar sein, dass ein System ins andere geht. Beteiligung

hatte ich eben schon Mal gesagt, dass ist eher so niedrigschwellig, dass die jungen Menschen immer nach ihren Wünschen angehört werden sollten. Das, was aus dem Verein entwickelt wurde, wurde auch schon häufiger angesprochen hier in Deutschland: Der Wunsch nach einer »Coming-back«-Option. Also wenn es jetzt wirklich so psychische Krisen oder was weiß ich für Krisen gäbe, dass es irgendwie die Möglichkeit geben sollte, auch wenn es nur für zwei Wochen sein sollte, so temporär in die Einrichtung nochmal zurückkehren zu können.

SM: Wie bewertet ihr die jeweils aktuelle Situation zu den Übergängen aus den Erziehungshilfen?

J. B.: Ich glaube durch das, was ich bis jetzt erzählt habe, kann man das schon ganz gut ableiten. Grundsätzlich ist Deutschland ein großes Land und 150 000 junge Menschen, wenn ich die Zahl jetzt aktuell habe, sind gerade in stationären Erziehungshilfen. Die 150 000 Leute werden früher oder später natürlich einen Übergang ins Erwachsenenleben gestalten. Das ist schon eine ganze Menge an Menschen. Aber wie gesagt, was nicht sein darf, da wiederhole ich mich jetzt, dass irgendwelche Systeme nicht greifen oder dass Leute aus Kostengründen, die eigentlich noch Hilfe benötigen würden, dass die aus den Hilfen raus – ich will auch nicht sagen gestoßen – aber dazu auch vielleicht teilweise so ein bisschen überredet werden oder nicht so richtig aufgeklärt werden, dass eine weitere Hilfe möglich wäre. Das darf einfach nicht passieren.

C. L.: Von null bis zehn würde ich eine Fünf geben, weil ich mir immer wieder vorstelle, wenn ich keine Familie gehabt hätte bis zur Universität, wäre es schwierig gewesen. Keiner hat mir beim Umzug geholfen oder mich gefragt, ob ich Hilfe brau-

che. Es war einfach nur die Nachfrage, wie das Zimmer aussieht, Finanzen wurde nicht berücksichtigt, was ich sehr schlimm finde. Ich hatte auch beantragt, dass ich mich weiterhin dort anmelden kann, was für sie ja eigentlich keine Probleme gemacht hätte. Das wurde mir jedoch auch nicht gestattet, außer ich hätte die Wohnung gemietet, aber als Student hat man natürlich auch kein Geld, um zwei Wohnungen zu mieten. Deshalb ist da noch viel Verbesserung nötig, damit das auf eine Zehn kommt.

.....
Wenn man nicht in einem Heim war, ist es schwierig, ins betreute Wohnen zu kommen.

SM: Was ist aus deiner Sicht die Besonderheit in Luxemburg, in Bezug auf die Übergänge aus den Erziehungshilfen?

C. L.: Es gibt jetzt zwei Besonderheiten: Eine ist, dass man sich mit dem Thema Universität und danach gar nicht wirklich auseinandersetzt. Eine andere ist, dass es für alle, die nicht aus dem Heim kommen, sehr schwierig ist, ins betreute Wohnen zu kommen. Es gibt auch viele, die mit 17 Jahren Zuhause Probleme haben, bei denen es nicht unbedingt notwendig ist, noch in ein Heim zu kommen. Ich habe eine Klassenkameradin, die hat dann was gesucht und das ist sehr schwierig. Ich hab zum Beispiel im Heim gelebt und die hatten zehn Wohnungen. Es ist so, dass zuerst einmal die dran kamen, die in einem Heim von dem Träger lebten. Wenn dann vielleicht ein paar Appartements freigewesen wären, dann hätte das jemand anders bekommen. Aber sie nehmen noch eher jemanden von einem anderen Träger oder

von einem Heim, als jemanden von außerhalb. Von außerhalb ist es sehr, sehr, sehr schwierig. Ich weiß gar nicht, ob jemand das schon Mal geschafft hat, in ein betreutes Wohnen zu kommen.

.....
Wenn das Geld aber dann da war, hatte man genug Möglichkeiten, sein Leben zu leben.

SM: Gibt es irgendwie eine Besonderheit, zum Beispiel irgendwas, was besonders gut klappt in Luxemburg?

C. L.: Ja, also ich denke, im Vergleich zu Deutschland ist das Geld, was man zur Verfügung hat, wirklich okay. Man kommt super um die Runden, sparen geht jetzt nicht, aber man kann ein normales jugendliches Leben führen. Man kann ins Kino gehen, man kann ein Bier trinken am Freitag. Das war jetzt das, was ich sehr gut finde. Trotz, dass es immer wieder Probleme gab, wenn man was beantragt hat und hier und da, aber hier in Luxemburg ist es so gewesen – ich weiß nicht, ob das noch so ist –, dass es in der Schule eine Sozialpädagogin gibt, zu der man hingehen kann, wenn man Probleme hat. Man musste das in der Schule bei der Sozialpädagogin anfragen. Meine zum Beispiel hatte sehr viel Stress und dann hat sie immer gesagt: »Kein Problem, ich habe das beantragt«, hatte das aber nicht gemacht und dann habe ich das Geld wieder drei Monate zu spät bekommen. Dann war auch wieder das Problem, dass keiner sonst sich interessiert hat und einem nicht geholfen wird. Wenn das Geld aber dann da war, hatte man schon genug Möglichkeiten, sein Leben zu leben. Man hatte ja auch noch das Kindergeld und ich weiß nicht, wie es in Deutschland ist,

Zur Person



Marei Lunz, M.A. Sozialarbeiterin/ Sozialpädagogin arbeitet seit 2015 als Doktorandin in dem Projekt »TransCare« an der Universität in Luxemburg.

Foto: privat

sie müssen hier auch Miete zahlen, ich glaube das waren 250 Euro im Monat, was schon sehr hoch war im Vergleich zu dem, was man bekommen hat.

.....
In Großbritannien kann man »Care Leaver« bei der Immatrikulation ankreuzen kann sich Hilfe direkt an der Uni suchen.

SM: Und wie ist das in Deutschland, gibt es da Besonderheiten in Bezug auf die Übergänge aus den Erziehungshilfen?

J. B.: Da muss ich ganz ehrlich sagen, da hab ich jetzt auch nicht so den Vergleich. Ich war leider noch nie in Luxemburg, aber ich weiß, dass ihr wahrscheinlich nicht nur Luxemburg meint, sondern auch viele andere europäische Länder. Also ich kann da jetzt nicht so ein ganz großes Urteil drüber fällen. Ich hab mich damals in meiner Bachelorarbeit auch mit dem Thema Care Lea-

ver befasst und gerade auch mit dem Übergang an Hochschulen, an Universitäten. Das ist auch eigentlich so ein bisschen mein Kernthema. Ich habe hier auch an einem Projekt mit einer Dozentin gearbeitet, das hieß »CareHo«, Care Leaver an Hochschulen. Da ich diese Frage jetzt nicht komplett beantworten kann, mache ich das vielleicht an einem Beispiel, wo ich einen Vergleich zwischen zwei verschiedenen Ländern habe. Zum Beispiel in Großbritannien kann man, wenn man Care Leaver ist und an eine Uni geht, das bei der Immatrikulation auch ankreuzen und hat dann Vorteile bei der Wohnheimsuche und kann sich dann da auch Hilfe direkt an der Uni suchen. Es gibt Leute, die über diese Care Leaver-Thematik Bescheid wissen und in Deutschland ist das an Unis zum Beispiel überhaupt kein Thema. Diese Gruppe wird nicht gesehen, ist quasi nicht existent und ich glaube in vielen anderen europäischen Ländern ist das genauso. Was an Deutschland

Zur Person



Katharina Maschewski, Studentin der Psychologie ist seit 2015 studentische Mitarbeiterin im Projekt »TransCare« an der Universität Luxemburg.

Foto: privat

besonders ist, damit könnte ich mich eigentlich im Rahmen meines neuen Jobs hier mal mit beschäftigen, was an Deutschland in der Jugendhilfe oder beim Übergang so das Besondere ist, aber wir sind ja sehr auf Deutschland fokussiert. Also ich habe beispielsweise auch mal eine Gruppe aus Holland im März kennengelernt, aber da gab es auch nicht so riesen Unterschiede.

Vielen Dank für die Einblicke!

Die Interviews führten Marei Lunz, Benjamin Strahl und Katharina Maschewski.

* Näheres unter www.careleaver.de

** Die Interviewpartnerin möchte anonym bleiben. Die Interviews wurden telefonisch von Katharina Maschewski, studentische Mitarbeiterin im TransCare-Projekt in Luxemburg, getrennt geführt, zur besseren Vergleichbarkeit der Sichten auf die Übergänge in Deutschland und Luxemburg für die Veröffentlichung jedoch zusammengeführt.

Zur Person



Benjamin Strahl, Dr. phil., arbeitet seit 2012 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik an der Universität Hildesheim und ist Mitinitiator und Mitglied des Careleaver e.V.

Foto: privat

– Anzeige –



Daniela Reimer

Normalitätskonstruktionen in Biografien ehemaliger Pflegekinder

Deutscher Kinder- und Jugendhilfepreis 2018 der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ), Kategorie Theorie- und Wissenschaftspreis
 Pflegekinderforschung, 2017, 408 Seiten, broschiert, € 49,95 (44-3495)

Auch als **E-Book** erhältlich

Aus den Erfahrungen ehemaliger Pflegekinder werden deren Konstruktionen von Normalität und ihre Strategien, Normalität auszubalancieren vor dem Hintergrund ihrer Biografie rekonstruiert und analysiert.



Mechthild Bereswill / Christine Burmeister / Claudia Equit (Hrsg.)

Bewältigung von Nicht-Anerkennung

Modi von Ausgrenzung, Anerkennung und Zugehörigkeit

Soziale Probleme - Soziale Kontrolle

2018, 212 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3802)

Auch als **E-Book** erhältlich

Über Anerkennung werden soziale Ordnungen hergestellt. In diesem Sammelband finden sich neue Untersuchungen, die eine wissenschaftliche Spannweite aufzeigen und konflikthafte Ausgrenzungen, Bewältigungsprozesse und das subjektive Suchen nach Zugehörigkeiten analysieren und in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung verstehbar machen.



Wolfgang Krüger / Björn Kraus / (Hrsg.)

Normativität und Wissenschaftlichkeit in der Wissenschaft Soziale Arbeit

Zur Kritik normativer Dimensionen in Theorie, Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit

2018, 304 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3836)

Auch als **E-Book** erhältlich

Das Buch diskutiert die »funktionalen Orte« im Gebäude einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit, an welchen sich normative Fragen stellen. Zudem untersucht es die wissenschaftstheoretischen Positionen und normativen Implikationen etablierter Theorien der Sozialen Arbeit, z.B. in ihrem Verhältnis zur Praxis.

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA



Übergänge aus der Heimerziehung in Luxemburg

Leaving Care findet in Luxemburg in einem sich stark verändernden Feld statt. Erstmalig werden die Übergänge Jugendlicher aus der Heimerziehung strukturell bearbeitet. Marei Lunz und Julia A. Jäger stellen in ihrem Beitrag empirische Erkenntnisse vor, die unterschiedliche Übergangsverläufe aufzeigen und die Relevanz von sozialen Beziehungen unterstreichen, die zur Bewältigung der Übergänge und für die damit verbundene Handlungsfähigkeit der Care Leaver_innen wichtig sind.

Von Marei Lunz und Julia A. Jäger

Leaving Care findet in Luxemburg in einem Feld statt, das sich selbst seit 2008 im Übergang befindet: es gibt eine veränderte Gesetzeslage, neu geschaffene Institutionen, Dienstleistungs- und Trägerstrukturen. Erstmalig werden die Übergänge Jugendlicher aus der Heimerziehung strukturell bearbeitet und neue Hilfen, beispielsweise in Form von betreutem Wohnen angeboten. Die empirischen Ergebnisse aus dem Dissertationsprojekt »Bewältigung und Agency in Übergängen aus stationären Erziehungshilfen in Luxemburg« im Rahmen des an der Universität Luxemburg angesiedelten TransCare-Projektes¹ zeigen unterschiedliche Übergangsverläufe junger Erwachsener aus der Heimerziehung. Dabei kann unter anderem festgestellt werden, dass die Relevanz von sozialen Beziehungen in den Übergängen einen starken Einfluss auf die Bewältigung der Übergänge und die damit verbundene Handlungsfähigkeit – Agency – der jungen Erwachsenen hat.

Zunächst folgt eine Übersicht des strukturellen und gesetzlichen Kontextes in Luxemburg, woran die Darstellung der institutionellen Rahmungen der Übergänge an-

schließt. Darauf folgend werden empirische Ergebnisse zur Bewältigung und Handlungsfähigkeit in Übergangskonstellationen vorgestellt, bevor im letzten Abschnitt eine Zusammenfassung und ein Ausblick den Beitrag rahmen.

Struktureller und gesetzlicher Kontext

Bis zur Formulierung eines Gesetzes zur Kinder- und Familienhilfe 2008 (Loi du 16 décembre 2008 relative à l'aide à l'enfance et à la famille, AEF) war die luxemburgische Kinder- und Jugendhilfe durch das Jugendschutzgesetz von 1992 reguliert (Loi du 10 août 1992 relative à la protection de la jeunesse). Der Gültigkeitsbereich des Gesetzes zur Kinder- und Familienhilfe (AEF) bezieht sich auf Kinder bis 18 und junge Erwachsene bis 27 Jahren in psycho-sozialen Notlagen. Zuständiges Ministerium ist seit 2014 das Erziehungsministerium (Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse, bis dahin das Familienministerium). Zentraler normativer Bezugspunkt ist die UN-Kinderrechtskonvention und das dort im Artikel 12 formulierte Recht des »entscheidungsfähigen« Kindes nach Anhörung seines Willens (vgl. Peters/Jäger 2014; Peters/Jäger 2015).

Strukturierend für das Feld sind die durch die Interessensvertretung der Träger von Hilfen (Entente des Centres d'Accueil, EGCA) mit dem Ministerium verhandelte Rahmenverträge zur Finanzierung von Dienstleistungen, die auch Ausführungen zu deren Qualität enthalten. Die staatlichen Einrichtungen im Feld – ein Heimträger und die geschlossenen sozialpädagogischen Einrichtungen – haben eigene rechtliche und finanzielle Grundlagen. Das Gesetz zur Hilfe von Kindern und Familien von 2008 wurde 2011 durch eine Verordnung (Règlements grand-ducaux du 17 août 2011 – aide à l'enfance et à la famille) weiter ausgeführt. Demnach richten sich die Angebote der grundlegenden Hilfen eines Heimes (accueil de base) an Kinder ab drei Jahren, die mit sozialen und familiären Schwierigkeiten konfrontiert sind, möglicherweise verbunden mit psychischen Schwierigkeiten und schulischen Problemen. Dies kann erfordern, dass der junge Mensch für eine Zeit aus der Herkunftsfamilie herausgenommen wird (Règlements grand-ducaux du 17 août 2011 – aide à l'enfance et à la famille, S. 3265).

.....
Mit dem Gesetz zur Kinder- und Familienhilfe wurde ein neues Feld von sozialen Hilfen geschaffen.

Mit dem Gesetz zur Kinder- und Familienhilfe (AEF) wurde ein neues Feld von sozialen Hilfen geschaffen, das – komplementär zu den juristisch verordneten Maßnahmen zum Schutz der Kinder und Jugendlichen – eine Diversifizierung der Hilfen anstrebt und den Hilfedanken gegenüber dem hoheitlichen Eingriff stärkt (»déjudiciarisation«). Die neu entwickelte und noch weiter zu entwickelnde Praxis steht im Kontrast zum langjährigen und trotz Reform anhaltenden Verfahren, Kinder vorrangig über Gerichtsbeschluss und Entzug des elterlichen Sorgerechts, das dann auf die Heiminstitution übergeht, in Heimen unterzubringen. Zur Koordination und Finanzierung der Erziehungshilfen wurde erstmalig ein Jugendamt (Office Nationale de l'Enfance, ONE) geschaffen. Junge Erwachsene, die stationär untergebracht sind, haben in der Regel keinen direkten Kontakt zum Jugendamt und haben nicht wie beispielsweise in Deutschland eine_n für sie zuständige_n Verantwortliche_n und halbjährliche Hilfeplangespräche. Nur eine Minderheit an Kindern und Jugendlichen² haben Kontakt zu einer/einem sogenannte_n Hilfeplan-Koordinator_in (Coordinateur de Projet d'Intervention,

CPI). Sorge für die Begleitung der Entwicklung des jungen Menschen trägt in den meisten Fällen das Heim, das regelmäßig schriftlich Bericht an das Jugendamt erstattet. Direkt sehen sich die Jugendlichen deshalb meist erst mit dem Jugendamt konfrontiert, wenn es um den Übergang geht.

.....
In der Regel wird mit 18 Jahren die finanzielle Unterstützung für eine Fremdunterbringung beendet.

Institutionell vorgezeichnete Pfade aus der Heimerziehung

Übergänge aus der Heimerziehung waren bis zur Reform des Gesetzes zur Kinder- und Familienhilfe nicht Gegenstand der Jugendhilfe. Die Finanzierung wurde nur in Ausnahmefällen über das 18. Lebensjahr hinaus gewährt. Inzwischen ist die Thematik Übergänge zum festen Bestandteil der Kinder- und Familienhilfe (AEF) geworden (vgl. Jäger et al. 2016).

Institutionell ist folgender Weg von jungen Menschen aus der öffentlichen Erziehung vorgesehen: In der Regel wird mit 18 Jahren die finanzielle Unterstützung für eine Fremdunterbringung beendet, eine Verlängerung des Heimaufenthaltes um ein Jahr ist ggf. möglich. Ein Monat vor dem 18. Geburtstag kann ein vom Jugendlichen schriftlich verfasstes »Projet d'Autonomisation« (Autonomisierungsprojekt) im Jugendamt eingereicht werden. Darin werden die Maßgaben für die Fortsetzung einer finanziellen Unterstützung durch das Jugendamt geregelt (Circulaire ONE numéro 10, version 2–26 septembre 2013, le projet d'autonomisation (PA) pour les jeunes adultes). Der junge Erwachsene soll ein sogenanntes Projekt vor dem Jugendamt verteidigen, dabei wird der Grad an Autonomie evaluiert und über eine Beendigung oder Weiterfinanzierung der Hilfen entschieden. Der Grad an »Autonomie« wird operationalisiert durch die Dimensionen »Alltag«, »gegenwärtige soziale und familiäre Situation«, »Reifegrad« im Sinne der Fähigkeit »eigene Entscheidungen treffen zu können« und »Selbstwahrnehmung« (FG 8, le projet d'autonomisation (PA) pour les jeunes adultes; Übersetzung durch die Autorinnen).

Wenn kein Antrag gestellt bzw. dieser nicht bewilligt wird, endet die staatliche Hilfe. Es kann ggf. auf Unterstützungssysteme außerhalb der Kinder- und Familienhilfe zurückgegriffen werden. Bei Genehmigung des Antrags wird die staatliche Vergütung fortgesetzt (insge-

samt maximal drei Jahre). Der die junge Erwachsene kann auf Basis dessen im betreuten Wohnen unterkommen (Service Logement en Milieu Ouvert, SLEMO, und Logement Social Encadré, LSE), welches sich an junge Menschen zwischen 16 und 27 Jahren richtet, die ihren Alltag zum Teil selbstständig führen können. Die Art und Weise der Betreuung richtet sich nach den Bedürfnissen und der »Autonomie«³ des jungen Erwachsenen. Drei Jahre nach dem 18. Geburtstag, also mit

21 Jahren, soll nach den Vorstellungen der gesetzlichen Rahmungen, »Autonomie« erreicht sein. Der die junge Erwachsene erhält dann keine Leistungen der Kinder- und Familienhilfe mehr (vgl. Jäger et al. 2016).

Im Rahmen des sich entwickelnden Kontextes von *Leaving Care* in Luxemburg stellt sich die Frage nach der Bewältigung der Übergänge aus Sicht der jungen Erwachsenen.

.....
Die Art und Weise der Betreuung richtet sich nach den Bedürfnissen und der »Autonomie« des jungen Erwachsenen.

Bewältigung und Handlungsfähigkeit in den Übergangsverläufen

Das an der Universität Luxemburg angesiedelte Forschungsprojekt »TransCare« beschäftigt sich mit den Übergängen junger Erwachsener aus Heimen und Pflegefamilien im luxemburgischen Kontext. Teil des Forschungsprojektes ist ein Dissertationsvorhaben zu »Bewältigung und Agency in Übergängen aus stationären Erziehungshilfen in Luxemburg«, aus der erste Ergebnisse vorgestellt werden. Im Kontext des Dissertationsprojektes wurde eine sogenannte qualitative real time-Studie durchgeführt, was bedeutet, dass 15 halbstandardisierte Interviews mit jungen Erwachsenen sechs Monate vor, kurz nach dem Auszug aus Heimen und neun Monate danach durchgeführt wurden (drei Erhebungszeitpunkte: t1-t3 pro Person), um die Übergänge



©Gettyimages.com/Rawpixel (Bei abgebildeten Personen handelt es sich um Models)

aus der jeweils erlebten Gegenwart in den Blick zu nehmen.

Durch die Rekonstruktion der Interviews zeichnen sich verschiedene Verläufe hinsichtlich der drei Erhebungszeitpunkte im Übergang aus dem Heim ab, die hier anhand von drei Fallbeispielen exemplarisch dargestellt werden. Dafür wird der Fokus auf das in dem empirischen Material relevant gemachte Thema der sozialen Beziehungen innerhalb des Heimkontextes gelegt. Es wird der Frage nachgegangen, wie der Übergang bewältigt wird und welche Formen von Handlungsfähigkeit in den Konstellationen des *Leaving Care* hergestellt werden. Handlungsfähigkeit wird entlang des Lebensbewältigungskonzeptes (vgl. Böhnisch/Schröer 2013; Böhnisch 2016) als relationaler Prozess der Aneignung und Interaktion von Menschen in ihren Umwelten verstanden (vgl. Scherr 2013).

.....
Im Netzwerk sozialer Beziehungen mit den Professionellen kann Janina Handlungsfähigkeit verorten.

Die Ergebnisse zeigen drei Muster von Übergangsverläufen im Kontext der sozialen Beziehungen innerhalb des Heimes auf, die miteinander kontrastiert und im Folgenden weiter ausgeführt werden. Eine Art des Übergangsverlaufes zeichnet sich durch eine konstante Aufrechterhaltung des sozialen Netzwerkes aus, wodurch sich ein gleichbleibender Verlauf abzeichnet. Ein zweiter Übergangsverlauf ist durch unstete Wechsel geprägt, die

in eine Stabilisierung münden, während ein dritter Verlauf eine zunehmende soziale Isolierung und eine wachsende Frustration gegenüber institutionellen Arrangements aufzeigt.

Konstante soziale Handlungsorientierung

Ein Muster der Übergangsverläufe lässt sich durch einen konstanten Verlauf beschreiben, der durch einen gleichbleibenden sozialen Beziehungskontext und durch eine konstante soziale Handlungsorientierung der *Care Leaverin* im Kontext ihres Alltags charakterisiert ist.

.....
Ihre Idee von Familie ist nicht an ein bestimmtes Heim gebunden, sondern auf neue soziale Beziehungen im institutionellen Kontext übertragbar.

Janina⁴ lebt zum ersten Interviewzeitpunkt in einem Heim, das für sie die Bedeutung einer Familie hat: »also für mich ist das hier meine Familie« (Janina t1, Z. 364). Sie pflegt ein gutes Verhältnis zu den Professionellen und das Verhältnis unter den Peers ist »als wenn wir eben alle beste Freundinnen wären« (Janina t1, Z. 361f). Janina zieht nach dem Heim in eine engmaschig betreute Wohnstruktur, wo sie nach kurzer Zeit den benötigten Grad an Autonomie erreicht, um in eine weniger betreute Wohngemeinschaft zu ziehen. Auch im Interview, kurz nach dem Einzug in die neue Wohnung, orientiert sie sich stark an den Strukturen des Heims. Sie erzählt, wie sie trotz ihres Auszuges ihre Position als beliebtes Mädchen im Heim nicht verloren habe und sie noch an den Aktivitäten des Heims teilnehmen könne. Zum Zeitpunkt des dritten Interviews, neun Monate nach dem Auszug aus dem Heim, lebt Janina in einer dritten Wohnung. Sie besucht mit ihrer besten Freundin in engen Zeitabständen weiterhin das Heim oder trifft sich mit den Professionellen außerhalb des Heimes. Janina strukturiert durch die Heimbesuche ihren Alltag und orientiert sich weiter an den Professionellen. Trotz des dreifachen Wohnungswechsels bleiben so die sozialen Beziehungen aufrechterhalten und der Übergang aus dem Heim wird vor allem im Zusammenhang mit dem Wohnungswechsel relevant gemacht: »Und ja/vorher hatte ich eben nicht die Kenntnisse wie das ist, alleine zu wohnen. Und jetzt weiß ich es. Das ist eigentlich der einzige Unterschied« (Janina t3, Z. 68f). Sie nimmt den Übergang aus dem Heim als Wechsel von einem Leben in Gemeinschaft in ein Leben »alleine« wahr und als Zu-

gewinn an Kenntnissen – hier könnte man auch von einem Lern- bzw. Bildungsprozess sprechen, der Handlungsspielräume erweitert. Durch den konstanten sozialen Kontakt mit den Professionellen kann Janina den Unterschied in der Alltagsstrukturierung zwischen den drei Wohnformen geringhalten und Beziehungen pflegen, die für sie emotional bedeutsam sind. In diesem Netzwerk sozialer Beziehungen mit den Professionellen kann Janina Handlungsfähigkeit verorten.

Abbrüche und Neuorientierung

Wie bei Janina ist der Übergang von Benedita von vielen institutionellen beziehungsweise Wohnortwechseln gekennzeichnet. Die sozialen Beziehungen nehmen auch für sie eine relevante Stellung im Übergang aus dem Heim ein. Allerdings sind sie im Gegensatz zu Janina bei Benedita von Beziehungsabbrüchen und Gewalterfahrungen geprägt. Zudem kann sie auf keine wohlwollende soziale Unterstützung außerhalb des Heimes zurückgreifen. Hier zeigt sich exemplarisch ein Übergangverlauf, der durch Unstetigkeit und Orientierungslosigkeit gekennzeichnet ist, bis zu dem Zeitpunkt als Benedita wieder in eine Wohnstruktur zieht.

.....
Sam projiziert Handlungsfähigkeit in ein hypothetisches Leben.

Benedita lebt zum Zeitpunkt des ersten Interviews in einem Heim, über das sie sagt »Ici c'est comme ma deuxième famille (.) donc moi pour partir d'ici ça va être dur (..) Ça va être vraiment dur« (»Das hier ist wie meine zweite Familie, deshalb wird es für mich schwer sein, hier wegzugehen. Das wird wirklich schwer sein«) (Benedita t1, Z. 188). Benedita zieht wie Janina eine Idee von Familie als Vergleichsschablone an das Leben im Heim heran. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews ist Benedita nicht erreichbar. Beim Interview in der dritten Erhebungsphase neun Monate nachdem sie potenziell aus dem Heim ausziehen wollte, berichtet sie, dass sie das Heim frühzeitig verlassen musste. Benedita beschreibt, dass sie aufgrund fehlender familiärer Kontakte im Land niemanden hatte, bei dem sie unterkommen konnte. Sie findet in ihrem Bekanntenkreis verschiedene Menschen, die ihr einen Platz zum Wohnen anbieten. Das Zusammenleben war von Gewalt- und Missbrauchserfahrungen geprägt. Außerdem lebte sie kurzzeitig im betreuten Wohnen, das sie wieder auf-



grund anderer Wohnangebote verließ. Benedita ist rückblickend noch immer entsetzt und sagt ihr Leben sei »un peu le bordel en fait« (»in der Tat ein bisschen chaotisch«) (Benedita t3, Z. 3). Im betreuten Wohnen, in das Benedita kurz vor dem letzten Interview zieht, sieht sie wieder einen Ort des Zuhauses. Sie beginnt, neue Beziehungen aufzubauen und bezieht sich wie im ersten Interview auf eine Idee von Familie, indem sie den zuständigen Professionellen als Vater bezeichnet und ihren Mitbewohner_innen Geschwisterrollen zuschreibt. Auch an das betreute Wohnen wird die Idee von Familie herangetragen. Im Vergleich zu Janina ist ihre Idee von Familie aber nicht an ein bestimmtes Heim gebunden, sondern flexibel auf neue soziale Beziehungen im institutionellen Kontext übertragbar.

Anhand dieses Übergangsverlaufs wird der Aufbau und Abbruch von sozialen Beziehungen erkennbar. Deutlich wird ein unsteter Verlauf, der zum letzten Erhebungszeitraum durch die Unterkunft in dem betreuten Wohnen eine Wende erfährt und Benedita neue Orientierung eröffnet. In diesem sozialen Raum ist es der Interviewten möglich, Zukunftsideen zu entwickeln und darüber Handlungsfähigkeit herzustellen.

Reduktion sozialer Beziehungen

Der Übergangsverlauf, für den das Beispiel von Sam herangezogen wird, ist durch eine immer stärker wachsende Frustration gegenüber institutionellen Arrangements und einer zunehmenden sozialen Isolation gekennzeichnet. Sam findet nicht wie Benedita zum Zeitpunkt des dritten Interviews einen Ort, an dem er neue Orientierungen entwickeln kann oder wie Janina ein konstantes soziales Netzwerk. Sams Übergang ist im Vergleich zu dem von Janina und Benedita nicht von institutionellen Wechseln geprägt, sondern offenbart Isolierungstendenzen, indem er sich von dem ihn umgebenden sozialen Raum abkapselt.

Sam blickt in dem ersten Interview erwartungsvoll auf seinen Auszug aus dem Heim, berichtet, wie er seine Vergangenheit bewältigt hat und erzählt von zahlreichen Hobbys, von Professionellen, zu denen er Vertrauen schöpfen konnte und von Freunden, die ihn bei der Bewältigung der Vergangenheit und seines Alltags unterstützen. Er zieht in eine betreute Wohnung und beginnt eine Ausbildung. In dem zweiten Interview bringt Sam seine Unzufriedenheit in Bezug auf die Ausbildung und die sozialen Dienste zum Ausdruck. Letzteres begründet

er durch die permanenten Wechsel der Betreuer_innen, wodurch immer wieder neue Beziehungen und Anschlüsse geschaffen werden müssten. Das Verlassen des Heimes stellt für ihn zum Zeitpunkt des zweiten Interviews einen Abbruch dar: »Weil das schon das zweite Foyer [deutsch: Heim] ist und jetzt denke ich mir, irgendwann muss das Leben weitergehen und nicht immer rückwärts« (Sam t2, Z. 175 f). Zum Zeitpunkt des dritten Interviews nimmt er den rückwärtsgewandten Blick wieder auf und drückt dabei seine Enttäuschung gegenüber den Veränderungen der Beziehungen im Heim aus: »die reden nicht viel mit mir. Die fragen einfach nur: »Wie geht's dir?«, sage ich: »Gut.« Und dann ja. Irgendwie so als hätte ich da nie gewohnt« (Sam t3, Z. 496 ff). »Dann erst merkt man, dass man allein wohnt zum Beispiel. Also am Anfang findet man das noch cool, man profitiert, aber im Nachhinein irgendwie ist es dann auch komisch, wenn man fast 5 Jahre immer irgendeinen herumhatte und dann nicht mehr, ja« (Sam t3, Z. 261–263). Dieses Gefühl des Alleinseins steigert sich, denn zum Zeitpunkt des dritten Interviews hat er sämtliche soziale Kontakte abgebrochen und lebt isoliert in seiner Wohnung. Sam bricht seine Ausbildung aufgrund eines Konfliktes mit einem Lehrer ab, wodurch seine Finanzierung im Rahmen der Kinder- und Familienhilfe, die in Abhängigkeit mit einer Ausbildungsstelle bewilligt wurde, wegfällt. Auch die Hobbys, von denen er in den ersten beiden Interviews berichtet, die ihm im Umgang mit seinen Sorgen unterstützen, übt er zur Zeit des letzten Interviews nicht mehr aus.

.....

In der gesetzlichen und institutionellen Rahmungen des Leaving Care-Prozess finden soziale Beziehungen wenig Berücksichtigung.

.....

Sam stellt sich als ohnmächtig gegenüber den Problemen dar und ist enttäuscht von den Beziehungen zu den Professionellen aus dem ehemaligen Heim und von den Professionellen, die ihn aktuell betreuen. Er weist die Schuld für seine momentane Situation insgesamt Anderen zu, wie den sozialen Diensten, den Professionellen oder den Lehrern, wodurch er einerseits seine Ohnmacht begründet, andererseits handlungsunfähig bleibt. Er projiziert Handlungsfähigkeit in ein hypothetisches Leben, das strukturiert ist durch »arbeiten, einfach wie normale Menschen morgens aufstehen abends zurückkommen und noch Sachen erledigen, die gemacht werden müssen und dann habe ich Wochenende,

wo ich ja machen kann was ich will« (Sam t3, Z. 425 ff). Durch die hier deutlich werdenden Normalitätskonstruktionen »normaler« Menschen macht er einerseits sein momentanes, für ihn abweichendes Leben deutlich, andererseits schafft er sich eine Perspektive, die er anstrebt.

Fazit und Ausblick

Die empirischen Ergebnisse zeigen auf, in welchen unterschiedlichen Beziehungskonstellationen die jungen Erwachsenen im Heimkontext verortet sind und wie damit verbunden verschiedene Arten von Handlungsfähigkeit hergestellt werden. Gleichzeitig formen sich dadurch unterschiedliche Übergangsverläufe aus.

Es wird deutlich, dass soziale Beziehungen zum Heim und zu den darin situierten Personen einen Handlungsraum darstellen, in dem Handlungsfähigkeit hergestellt werden kann, was sich positiv auf diese jungen Menschen auswirkt. So wird beispielsweise trotz häufiger Wohnungswechsel der Übergang als konstant erlebt, weil für die jungen Erwachsenen die Beziehungen zum Heim und zu den dort tätigen sowie platzierten Personen als stetige Bezugspunkte bestehen bleiben. Umgekehrt zeigt sich, obwohl nur ein einziger räumlicher Umzug erfolgt ist, wie die Enttäuschung über den Abbruch von Beziehungen zum Heim zu einer Frustration gegenüber sozialen Diensten führen und sich negativ auf neue Beziehungen zu Professionellen auswirken kann. Gleichzeitig weisen die Ergebnisse darauf hin, dass neue soziale Anschlüsse gefunden werden, trotz der Brüche im Übergangsprozess. Die Befunde lassen erkennen, dass Abschiede im Kontext von *Leaving Care* in der Wahrnehmung der Interviewpartner_innen nicht immer gut gestaltet werden. Eine Fortsetzung der Beziehung ist stark an das persönliche Engagement der Professionellen (und der Care Leaver_innen) gebunden und institutionell und organisational nicht vorgesehen. Diese Beziehungserfahrungen im Heim wirken sich wiederum auf die Gestaltung neu aufgebauter Beziehungen aus, die ihrerseits Chancen oder Schwierigkeiten für die Herstellung von Handlungsfähigkeit der jungen Erwachsenen beinhalten. Deutlich wird, dass sozialpädagogisch-institutionelle Anschlüsse auch nach dem Verlassen des Heimes zeitnah oder zu einem späteren Zeitpunkt wichtige Faktoren für die Übergangsverläufe darstellen können.

Vergleichbar mit den Ergebnissen aus internationalen Studien zeigt sich auch in Luxemburg: »Beziehungen erweisen sich als besondere Schlüsselressource im Über-

Zur Person



Marei Lunz, M.A. Sozialarbeiterin/ Sozialpädagogin, arbeitet seit 2015 als Doktorandin in dem Projekt »TransCare« an der Universität Luxemburg.

Foto: privat



Julia A. Jäger, Dipl.-Psych., wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Luxemburg von 2012 bis 2017 und freie Supervisorin & Coach (DGSv/DFP) und Organisationsberaterin.

Foto: privat

gang in ein selbstständiges Leben. [...] Als problematisch anzusehen ist, dass viele junge Menschen nach Verlassen der stationären Erziehungshilfen neuerliche Beziehungsabbrüche z. B. zu Pflegeeltern oder Betreuungspersonen, aber auch zu anderen Jugendlichen innerhalb des Betreuungssettings erleben. Es handelt sich dabei oft um abermals nicht selbst initiierte Ablösungen. Diese Erlebnisse tragen dazu bei, dass für viele Care Leaver der Übergang ins Erwachsenenleben nicht in erster Linie Unabhängigkeit bedeutet, sondern kritische Beziehungsverluste und Alleinverantwortlichkeit nach sich zieht« (Sievers et al. 2014, S. 25 f.).

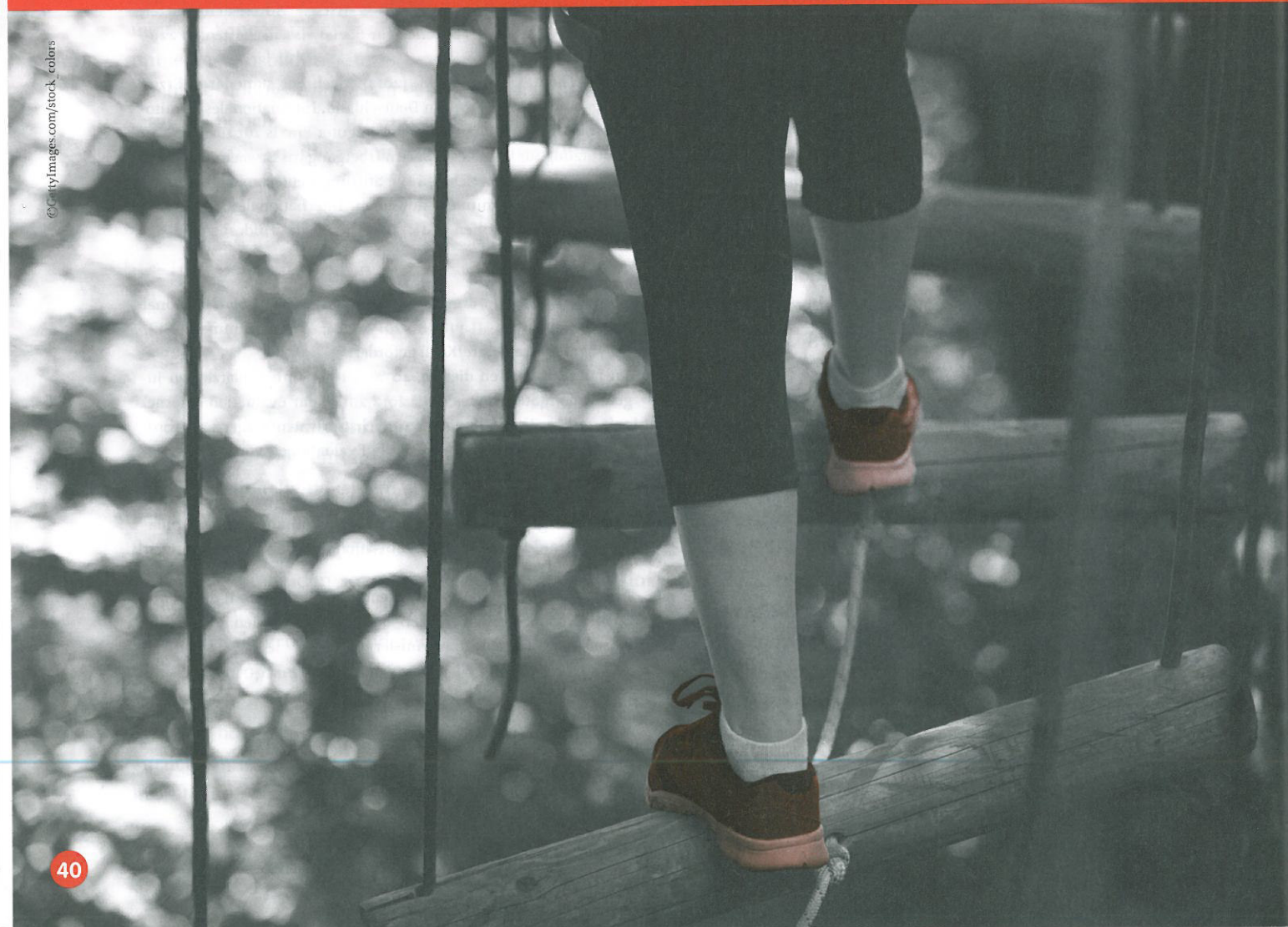
Im Kontext der gesetzlichen und institutionellen Rahmungen zeigt sich, dass im *Leaving Care*-Prozess soziale Beziehungen relativ wenig Berücksichtigung finden, was im Kontrast zu den empirischen Ergebnissen steht. Institutionell und organisational wird eine Form von Autonomie fokussiert, in der es um die Aneignung alltagspraktischer Kompetenzen sowie um die Loslösung von sozialen Beziehungen zu den Professionellen geht. Im Kontrast dazu wird die Wichtigkeit der sozialen Beziehungen im Heimkontext durch die vorliegenden Daten deutlich. Das Heim kann beispielsweise bei Janina und Benedita wie eine »zweite Familie« sein bzw. einen Ort darstellen, wo wieder Vertrauen aufgebaut wird, wie beispielsweise bei Sam. Durch die Abbrüche und Veränderungen dieser Beziehungen sehen sich die jungen Erwachsenen vor Herausforderungen gestellt, die sie zusätzlich zu anderen Anforderungen des jungen Erwachsenenalters bewältigen müssen.

Literatur

- Böhnisch, L. (2016): Der Weg zum sozialpädagogischen und sozialisationstheoretischen Konzept Lebensbewältigung. In: Litau, J./Walther, A./Warth, A./Wey, S. (Hrsg.): Theorie und Forschung zur Lebensbewältigung. Methodologische Vergewisserungen und empirische Befunde. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 18–38.
- Böhnisch, L./Schröer, W. (2013): Soziale Arbeit – eine problemorientierte Einführung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt (UTB Soziale Arbeit, Erziehungswissenschaft, 4024). Abrufbar unter www.vlb.de/GetBlob.aspx?strDisposition=a&strIsbn=9783825240240.
- Circulaire ONE numéro 10, version 2-26 septembre 2013, le projet d'autonomisation (PA) pour les jeunes adultes.
- Jäger, J. A./Peters, U./Herdte, A.-M. et al. (2016): Übergänge in der Perspektive von Professionellen im Kontext der strukturellen Bedingungen in Luxemburg. Universität Luxemburg.
- Loi du 16 décembre 2008 relative à l'aide à l'enfance et à la famille, Mémorial Journal Officiel n° 192 de 2008, Grand-Duché de Luxembourg, S. 2583–2588.
- Loi du 10 août 1992 relative à la protection de la jeunesse, Mémorial Journal Officiel n° 70 de 1992, Grand-Duché de Luxembourg, S. 2195–2202.
- Peters, U./Jäger, J. A. (2014): Bericht zur Reform der Aide à l'Enfance et à la Famille (AEF). Luxemburg: Universität Luxemburg.
- Peters, U./Jäger, J. A. (2015): Eine Bilanz zur Gesetzesreform Aide à l'Enfance et à la Famille (AEF). Luxemburg: Universität Luxemburg.
- Règlement grand-ducaux du 17 août 2011 aide à l'enfance et à la famille, Mémorial A n°187 du 2011, Grand-Duché de Luxembourg.
- Scherr, A. (2013): Agency – ein Theorie- und Forschungsprogramm für die Soziale Arbeit? In: Graßhoff, G. (Hrsg.): Adressaten, Nutzer, Agency. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 229–242.
- Sievers, B./Thomas, S./Zeller, M. (2014): Nach der stationären Erziehungshilfe – Care Leaver in Deutschland. Internationales Monitoring und Entwicklung von Modellen guter Praxis zur sozialen Unterstützung für Care Leaver beim Übergang ins Erwachsenenalter. Hrsg. v. Abschlussbericht für die Stiftung Deutsche Jugendmarke. Frankfurt am Main und Hildesheim: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH) und Universität Hildesheim.

- 1 Dieses Projekt wird durch den luxemburgischen Fonds National de la Recherche (Laufzeit 2015–2019; Fördernummer: C14/SC/7837180/TransCare/Karl) gefördert.
- 2 Im Jahr 2014 waren dies ca. 40 % der gerichtlich platzierten Jugendlichen (Statistiques ONE 2012-2014 pour évaluation externe, 01/04/2014). Zur Stellung der zunächst privaten Trägern zugeordneten Koordinator_innen siehe die Evaluationen von Peters & Jäger 2014 und 2015.
- 3 Autonomie wird in diesem Fall erfasst in Anlehnung an das Autonomisierungsprojekt (PA) und auch in Anlehnung an Konzeptualisierungen der jeweiligen Organisation und der in ihnen tätigen professionellen Fachkräfte.
- 4 Alle Namen, Orte und weiterführende Angaben, die auf die Identität der interviewten Personen oder Organisationen hinweisen, wurden entsprechend anonymisiert.

Übergänge aus Pflegefamilien ins Erwachsenenalter



©CityImages.com/stock colors

Die luxemburgische Pflegekinderhilfe befindet sich im Umbruch. Neue Regelungen werden eingeführt, die insbesondere auch das Ende der Pflegekinderhilfe betreffen. Die Pflegekinderdienste müssen sich in ihren Unterstützungsangeboten an diese neuen staatlichen Vorgaben anpassen. In diesem Spannungsfeld vollziehen Pflegekinder ihren Übergang ins Erwachsenenalter, der durch die neuen Regelungen gerahmt wird. Wie sie ihren Übergang erleben, beleuchtet Anna-Marie Herdtle.

Von Anna-Marie Herdtle

Die luxemburgische Pflegekinderhilfe – ein Feld im Umbruch

Der vorliegende Artikel setzt sich zum Ziel, den Übergang ins Erwachsenenalter aus der Perspektive der luxemburgischen Pflegekinder zu beleuchten. Hierfür werden zunächst die luxemburgischen Strukturen der Pflegekinderhilfe und deren Ende näher beleuchtet (zum Begriff der Pflegekinderhilfe vgl. Schröer/Thomas 2014). In einem zweiten Schritt werden die theoretischen und methodologischen Ansätze der Untersuchung kurz dargestellt, um in einem dritten Schritt anhand dreier Fallbeispiele zu rekonstruieren, wie die Pflegekinder ihren Übergang ins Erwachsenenalter erleben und mitgestalten.

Die gesetzlichen Grundlagen des Pflegekinderwesens in Luxemburg finden sich im Jugendschutzgesetz von 1992 (Loi du 10 août 1992 relative à la Protection de la Jeunesse) und dem Gesetz zur Kinder- und Familienhilfe (Aide à l'Enfance et à la Famille; kurz: AEF) vom 16. Dezember 2008, das durch die Règlements grand-ducaux relatifs à l'AEF vom 17. August 2011 ergänzt wird. Seit dem Erlass des Gesetzes zur AEF und der damit zusam-

menhängenden Einführung des Nationalen Jugendamtes (Office Nationale de l'Enfance, ONE) befindet sich die luxemburgische Pflegekinderhilfe in einer Phase der Umstrukturierung, die noch nicht abgeschlossen ist. Als neuer Akteur begleitet das ONE nunmehr die Arbeit der drei luxemburgischen Pflegekinderdienste, die regelmäßig Berichte über die Pflegekinder und Pflegefamilien einreichen. Gleichzeitig hat das ONE darüber hinaus keinen direkten Kontakt mit den Pflegefamilien und den Pflegekindern. Ein eigenes Rahmengesetz für das Pflegekinderwesen befindet sich seit Ende 2017 in der Ausarbeitung. Das Ende der stationären Kinder- und Jugendhilfe wurde jedoch bereits 2013 durch das Circulaire numéro 10 neu gerahmt. Während die Pflegekinderdienste vor der AEF-Reform die Möglichkeit hatten, die staatliche Unterstützung der Pflegekinder nach Bedarf bis zum 27. Lebensjahr zu verlängern, endet der Anspruch auf finanzielle Unterstützung heute mit dem Erreichen der Volljährigkeit. Im Rahmen des sogenannten Projet d'Autonomisation (Autonomisierungsprojekt) müssen die Pflegekinder bis spätestens einen Monat vor ihrem 18. Geburtstag ihre aktuelle Lebenssituation, ihren Autonomiegrad und ihre Pläne für die Zukunft schriftlich beim ONE einreichen. Auf Grundlage dieses schriftlichen Be-

richtes findet ein Gespräch beim ONE statt, woraufhin das ONE entscheidet, ob und wie lange die finanzielle Unterstützung der Pflegekinder noch gewährleistet wird. Zumeist erhalten die jungen Erwachsenen in Pflegefamilien eine Verlängerung bis zum 21. Geburtstag des Pflegekindes. Dies geschieht in Abhängigkeit davon, ob sie sich zu diesem Zeitpunkt noch in einem Ausbildungs- oder bereits in einem Arbeitsverhältnis befinden. Mit spätestens 21 Jahren endet die Unterstützung durch die AEF in Pflegefamilien jedoch definitiv. Im Gegensatz dazu haben Jugendliche, die in Verwandtschaftspflege untergebracht sind, keinen Anspruch auf eine Verlängerung nach dem 18. Geburtstag. Für sie und ihre Familien endet die finanzielle Unterstützung mit der Volljährigkeit. Durch diese Veränderungen in der Struktur der Pflegekinderhilfe stehen die Pflegekinder wie in anderen westeuropäischen Ländern nun auch in Luxemburg vor einem beschleunigten Übergang ins Erwachsenenalter und den damit zusammenhängenden Herausforderungen der frühen Verselbstständigung und Alleinverantwortlichkeit (vgl. Schröer/Thomas 2014).

Pflegekinder stehen vor einem beschleunigten Übergang ins Erwachsenenalter.

Die Pflegekinder im Übergang ins Erwachsenenalter

Die diesem Artikel zugrundeliegenden Daten entstammen einem laufenden Dissertationsvorhaben, das sich mit der narrativen Identität und der Handlungsfähigkeit und -befähigung (*Agency*) von Pflegekindern im Übergang ins Erwachsenenalter beschäftigt und im Forschungsprojekt TransCare –Young people's Transitions out of Residential and Foster Care an der Universität Luxemburg entsteht. Dieses Projekt wird durch den luxemburgischen Fonds National de la Recherche (Laufzeit 2015–2019; Fördernummer: C14/SC/7837180/TransCare/Karl) gefördert.

Narrative Identitätskonstruktionen werden hierbei als soziale Praktiken verstanden und über das Konzept der Positionierungen rekonstruiert, durch das erfasst wird, wie der Erzähler in sich und andere in seiner ihrer Narration zueinander in Beziehung setzt (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, 2004b). *Agency* stellt hierbei einen Teilaspekt der narrativen Identität dar und bezieht sich auf die Frage: »wie der Erzähler Handlungsmöglichkeiten und Handlungsinitiative im Hin-

blick auf die Ereignisse seines Lebens linguistisch konstruiert« (Lucius-Hoene/Deppermann 2004a, S. 59). Dadurch wird eine Perspektive auf *Agency* als Kapazität oder Kompetenz eines rational handelnden Akteurs vermieden. Vielmehr wird *Agency* relational als Errungenschaft von Menschen in Interaktion mit ihrem sozialen Kontext verstanden, die sich auf unterschiedliche Weise in je spezifischen Konstellationen herausbilden kann (vgl. Biesta/Tedder 2006) und vor dem Hintergrund der vergangenen Erfahrungen, gegenwärtigen Herausforderungen und der Hoffnungen und Wünsche der Akteur_innen in Bezug auf ihre Zukunft entsteht (vgl. Emirbayer/Mische 1998).

Im Rahmen einer qualitativen Längsschnittstudie werden sieben junge Erwachsene befragt, die in luxemburgischen Pflegefamilien untergebracht sind und aktuell ihren Übergang ins Erwachsenenalter gestalten. Die teilstrukturierten Interviews werden zu drei verschiedenen Zeitpunkten mit den Jugendlichen geführt: sechs Monate vor Ende der AEF und/oder dem Verlassen der Pflegefamilie, kurz nach dem Ende der AEF und/oder dem Auszug und neun Monate später. Diese Herangehensweise ermöglicht es, den Prozess des Übergangs aus der Perspektive der Jugendlichen zu rekonstruieren. In den Interviews werden die Jugendlichen zu ihrer Lebensgeschichte, ihrer aktuellen Lebenssituation, ihrem Wohlbefinden und ihren Plänen für die Zukunft befragt, wobei die Fragen möglichst erzählgenerierend formuliert werden. Dieser Artikel beruht auf den ersten Interviews mit sechs der jungen Erwachsenen, die kurz vor dem Ende der AEF oder dem Verlassen ihrer Pflegefamilie stehen. Im Anschluss soll gezeigt werden, welche Themen die Jugendlichen in ihrem Übergang ins Erwachsenenalter relevant machen.

Ein Prozess mit vielfältigen Herausforderungen

Aus den Interviews mit den Pflegekindern geht hervor, dass sie in ihrem Übergang mit vielfältigen Herausforderungen konfrontiert sind. Zum einen lassen sich Herausforderungen erkennen, vor denen auch gleichaltrige junge Erwachsene im Übergang ins Erwachsenenalter stehen. So müssen die Pflegekinder erste zukunftsweisende Entscheidungen in Bezug auf ihren Berufswunsch treffen, Abschlussprüfungen meistern und erste Bewerbungen schreiben. Gleichzeitig lassen sich in den Interviews Herausforderungen herausarbeiten, die im Zusammenhang mit ihrer Situation als Pflegekind stehen. Nachfolgend soll gezeigt werden, wie narrative Identitäts-

konstruktionen mit Herausforderungen und spezifischen Formen von *Agency* im Übergang einhergehen und darüber hinaus mit unterschiedlichen Formen und Prozessen der Herstellung von Zugehörigkeit verbunden sind.

Die Zugehörigkeit zur Pflegefamilie steht im Vordergrund ihrer Identitätskonstruktionen.

Der Übergang als Phase der Verunsicherung von Zugehörigkeit(en)

Vier der befragten jungen Frauen zeigen große Ähnlichkeit hinsichtlich ihrer narrativen Identitätskonstruktionen, der Herausforderungen sowie der spezifischen Formen von *Agency* im Übergang auf. Sie kamen bereits im Alter zwischen 0 und 5 Jahren in Vollzeit- oder Tagespflege in ihre Pflegefamilien und hatten weiterhin regelmäßigen Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie. Trotzdem steht ihre Zugehörigkeit zur Pflegefamilie im Vordergrund ihrer Identitätskonstruktionen. Sie betonen, dass sie sich in ihrer Pflegefamilie wohler fühlen als in ihrer Herkunftsfamilie, da sie dort ein stärkeres Gefühl von Familie und Zusammenhalt erleben. »Also, ich hatte mich wohler in der Pflegefamilie gefühlt als eigentlich bei meiner leiblichen Mutter. Es war viel mehr familiär« (Denise¹ t1, Z. 64–66). Sie positionieren ihre Pflegeeltern als ihre Eltern und heben hervor, dass auch sie sie als ihre Kinder annehmen. »Ähm, ja also Pflegemutter/ich habe sie auch eher immer angesehen wie eine Mutter. Das heißt, es war/also (.) sie hat auch/sie hat auch, wenn sie uns vorgestellt hat, hat sie nie gesagt: »Das sind meine Pflegekinder.« Sondern: »Das sind meine Kinder.« (Fanny t1, Z. 67–70). Auch unterstützen ihre Pflegeeltern sie bei Problemen oder Herausforderungen, teilweise auch im Umgang mit ihrer Herkunftsfamilie. »Ja, meine Pflegeeltern, ja, die unterstützen mich fast überall, so wenn es geht« (Bea t1, Z. 44). Obwohl die Pflegekinder sich stark an ihrer Pflegefamilie orientieren, lehnen sie ihre Herkunftsfamilien nicht ab, sondern sehen sie als Teil ihres Lebens. Dies wird ihnen erleichtert, da ihre Herkunftseltern respektieren, dass ihre Lebenswelt enger an die Lebenswelt der Pflegefamilie geknüpft ist. »Auch wenn er [der leibliche Vater; Anm. d. Verf.] gesagt hat, dass wir zu ihm kommen können, hatte/habe ich gesagt, ich würde nicht kommen. Und er hat es auch verstanden, weil er wusste ja, dass ich meine Freunde und alles da habe. (.) Aber er/er respektiert diese Meinung



auch« (Gitty t1, Z. 554–557). Die Analyse macht deutlich, dass die Herstellung von *Agency* eng an die Beziehung der Pflegekinder zu ihren Pflegeeltern geknüpft ist. Im Umgang mit Problemen und Herausforderungen positionieren Pflegekinder sich und ihre Pflegeeltern als Einheit, die gemeinsam entscheidet und agiert. Gleichzeitig zeigt sich auch, dass die Pflegeeltern in bestimmten Lebenssituationen, in denen sich die Pflegekinder selber als handlungsunfähig erleben, in ihrem Interesse handeln: »Dass ich auch öfters mal geweint habe [vor dem 18. Geburtstag; Anm. der Autorin]. Deswegen haben meine Pflegeeltern gesagt: »Okay, ja, dann gucken wir, dass wir das [die biografische Spurensuche; Anm. d. Verf.] jetzt machen.« (Bea t1, Z. 672–674). In diesem Fallbeispiel ist für die Pflegekinder der Übergang ins Erwachsenenalter mit zwei Herausforderungen verbunden. Zum einen erzeugt das nahende Ende der AEF bei ihnen Angst und Unsicherheit. Hierbei stellt sich für die Pflegekinder einerseits die Frage, wie es für sie zukünftig in finanzieller Hinsicht weitergehen wird. Andererseits befürchten sie aber auch, dass ihre Zugehörigkeit

Sie musste mehrfach vor den Richtern dafür eintreten, keinen Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie mehr zu wollen.

zur Pflegefamilie in Frage gestellt wird: »Ja, natürlich kommen eher so ähm Ängste kommen. (...) Kann ich noch, ja, mit 18 bleiben oder/oder wie sieht sie [die Pflegemutter; Anm. d. Verf.] mich da jetzt an?« (Fanny t1, Z. 193–198). Zum anderen wollen die Pflegekinder auf bio-



grafische Spurensuche gehen, um herauszufinden, welche Ereignisse zu ihrer Platzierung führten, und um diese Lücke in ihrer Erinnerung zu schließen. Dies geht für die Pflegekinder damit einher, dass sich der Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie (kurzzeitig) intensiviert oder sogar zum ersten Mal Kontakt zu einem der leiblichen Elternteile hergestellt wird. »Das ist dann/ähm da warte ich bis meine 18 und dann werde ich nachfragen, auch wenn ich meine Mutter muss kontaktieren. Ich möchte genau wissen, warum wir ins Kinderheim gekommen sind, obwohl meine Mutter jetzt noch andere vier Kinder hat« (Gitty t1, Z. 1085–1088). Die Pflegekinder stehen somit im Übergang vor einer doppelten Herausforderung. Zum einen führt das Ende der AEF dazu, dass die Pflegekinder hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zur Pflegefamilie verunsichert werden, die einen wichtigen Bezugspunkt ihrer Identitätskonstruktion darstellt. Zum anderen verspüren sie gleichzeitig das Bedürfnis, ihre Vergangenheit besser zu verstehen, was mit einer Auseinandersetzung mit ihrer Herkunftsfamilie einhergeht. Hierbei ist offen, inwieweit dadurch mehr Nähe oder auch Distanz zur Herkunftsfamilie entsteht und dies die Beziehung zur Pflegefamilie beeinflusst. In den zwei Folgeinterviews mit den Gesprächspartnerinnen gilt es zu rekonstruieren, wie die Pflegekinder diese Verunsicherung hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit bewältigen und inwieweit sie sich auf ihre Identitätskonstruktionen auswirkt.

Der Übergang als Phase der Absicherung und Legitimation von Zugehörigkeit

Im zweiten Fallbeispiel erweist sich der Übergang ins Erwachsenenalter als Phase, in der die Zugehörigkeit zur Pflegefamilie im Mittelpunkt steht, abgesichert und legitimiert wird. Das Pflegekind Mia, das sich ebenfalls in einem Langzeitpflegeverhältnis befindet, möchte sich nach Ende der AEF von ihren Pflegeeltern adoptieren lassen. Daran knüpft sie auch die Hoffnung an, mit der Vergangenheit abschließen zu können, die für sie mit belastenden Erfahrungen im Umgang mit ihrer Herkunftsfamilie verbunden ist. »Und mit 21 Jahren werde ich ja dann adoptiert. Dann habe ich ja eh nichts mehr mit denen [der Herkunftsfamilie; Anm. d. Verf.] zu tun. (...) Ich fühle mich damit auch wohler, denn ich kann so mit meiner Vergangenheit einfach abschließen so« (Mia t2, Z. 575–576). Obwohl auch Mia ihre Pflegeeltern als ihre Eltern positioniert, basiert ihre narrative Identitätskonstruktion vorrangig auf der Abgrenzung von ihrer leiblichen Mutter. »Und ja (...) ja und ich bin sehr ehrgeizig. (...) Weil ich nicht so werden möchte wie sie [die leibliche Mutter; Anm. d. Verf.]« (Mia t1, Z. 1505). Aus Mias Narration gehen zwei Gerichtsverhandlungen als kritische Lebensereignisse hervor, die dazu führten, dass Mia ihre Herkunftsfamilie als Bedrohung für ihre Zugehörigkeit zur Pflegefamilie erlebt. Im Alter von 14 Jahren veranlasste Mia mithilfe ihrer betreuenden Sozialarbeiterin eine Gerichtsverhandlung, um zu erreichen, dass ihrer

leiblichen Mutter das Besuchsrecht entzogen wird. Nachdem Mia die erste Gerichtsverhandlung gewonnen hatte, legte ihre Mutter Widerspruch ein, wodurch es zu einer zweiten Verhandlung kam. Obwohl das Gericht Mias Antrag erneut Recht gab und sie seither keinen Kontakt mehr mit ihrer Herkunftsfamilie hat, hat diese Erfahrung sie stark geprägt. Im empirischen Material lässt sich rekonstruieren, dass Mia sich bei der Bewältigung dieser Ereignisse auf sich alleine gestellt gefühlt hat. Sie musste beispielsweise mehrfach vor den Richtern dafür eintreten, keinen Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie mehr zu wollen. »Die Richter haben mich die ganze Zeit gefragt, ob ich sicher (...) sie [die leibliche Mutter; Anm. d. Verf.] nicht mehr sehen will. Ob ich wirklich gar keinen Kontakt mehr will. Dann habe ich halt immer bestätigt, dass ich sie einfach nicht mehr sehen will« (Mia t1, Z. 637–640). Gleichzeitig positioniert Mia das Gericht als mächtigen Akteur, dessen Entscheidungen maßgeblichen Einfluss auf ihre Zugehörigkeit nehmen. »Und ähm i/ich bin also froh, dass das Gericht (...) entschieden hat, (...) äh sie nicht mehr sehen zu müssen. Da ich mich auch immer sehr unwohl gefühlt habe in ihrer Nähe so« (Mia t1, Z. 905–907). Obwohl der Herkunftsfamilie am Ende des zweiten Gerichtstermins das Besuchsrecht aberkannt wurde und somit bereits seit knapp drei Jahren kein Kontakt mehr besteht, zeigt sich Mias starker Wunsch nach einer zusätzlichen rechtlichen Absicherung und symbolischen Legitimation ihrer Zugehörigkeit zur Pflegefamilie durch die Adoption. Während bisher die AEF ihre Zugehörigkeit geregelt hat, versucht Mia mit deren Ende einen anderen rechtlichen Rahmen zu finden, der ihre Zugehörigkeit auch im Erwachsenenalter legitimiert. In den zwei Folgeinterviews muss weiter rekonstruiert werden, welchen Stellenwert die Adoption für Mia in ihrem weiteren Übergang ins Erwachsenenalter einnehmen wird.

Der Übergang als Prozess der Transformation von Zugehörigkeit

Im dritten Fallbeispiel zeigt sich, dass der Übergang ins Erwachsenenalter auch die Chance auf Entstehung neuer Zugehörigkeit(en) mit sich bringt. Für das Pflegekind Emilia spielen ihre Zukunftspläne eine wichtige Rolle im Übergang. Sie erhofft sich durch deren Verwirklichung eine Verbesserung ihrer aktuellen Situation. »Also, ich hab mir halt immer so ähm, oder schon lange so vorgestellt ähm, dass ich irgendwann [Beruf] werde und das war mein großes Ziel und ich sagte mir: »Ja, irgendwann wird es besser halt.« (...) Und ja, gleich fang ich mit dem Studium an und dann wird es auch besser« (Emilia

t1, Z. 301–304). Emilia lebt zum Zeitpunkt des Interviews seit knapp zwei Monaten im betreuten Wohnen. Sie schildert, dass sie im Alter von 14 Jahren selber entschied, nicht länger bei ihren leiblichen Eltern bleiben zu können, mit denen seither kein Kontakt mehr besteht. Seither hat Emilia in zwei Pflegefamilien gelebt. In beiden Pflegefamilien kam es aus persönlichen Gründen der Pflegeeltern nach einem Jahr zu einem Abbruch des Pflegeverhältnisses. In ihrer narrativen Darstellung der verschiedenen Abbrüche stellt Emilia in den Vordergrund, dass diese dazu führten, dass sie sich jedes Mal neue Wohnmöglichkeiten suchen musste. Aufgrund dieser narrativen Schwerpunktsetzung lässt Emilia ein Bild von sich als selbstbestimmte junge Frau entstehen. Dass sie gleichzeitig die involvierten Professionellen und das ONE

Emilia lässt ein Bild von sich als selbstbestimmte junge Frau entstehen.

als Dienstleister auftreten lässt, deren Hilfeangebote sie selbstständig und zielorientiert in Anspruch nimmt, unterstützt dieses Selbstbild. Im betreuten Wohnen, wo sich Emilia zum Zeitpunkt des Interviews befindet, fühlt sie sich noch mehr auf sich allein gestellt. »Ja, man lebt schon mehr auf sich selbst gestellt sozusagen, ja« (Emilia t1, Z. 423). Dass Emilia die Betreuung und Unterstützungsangebote der Sozialarbeiter_innen im betreuten Wohnen als kurzangebunden und nicht an ihren Bedarfen orientiert erlebt, intensiviert ihr Gefühl der Alleinverantwortlichkeit noch weiter. »Da war auch so eine andere/ also eine andere Sozialarbeiterin, die ist äh, auch so einmal pro Woche gekommen, um mir so Sachen wie Kochen beizubringen obwohl ähm, ich so Waschen und äh, und solche Sachen halt schon konnte und Bügeln, aber die musste trotzdem kommen, einfach halt, weil das die Regeln sind« (Emilia t1, Z. 503–507). Das sie umgebende professionelle Netzwerk erscheint in Emilias Narration als einziges soziales Beziehungsgefüge, in dem sie sich zum Zeitpunkt des Interviews verortet. Diese Beziehungen sind jedoch durch das professionelle Verhältnis der Akteure zueinander gekennzeichnet. Emilias narrative Identitäts- und Agency-Konstruktionen orientieren sich dementsprechend stark an ihrem Selbstbild als selbstständige und selbstbestimmte Akteurin, die die Ereignisse in ihrem Leben eigenständig vorantreibt und Entscheidungen trifft. Anhand der Eingangssequenz im Interview wird deutlich, dass Emilia ihre narrative Identitätskonstruktion stark an ihrer Rolle als (erfolgreiche)

Schülerin und baldige Studentin orientiert und keine signifikanten Anderen benennt. »Ok, also ähm, mein Name ist Emilia, äh, ich bin 19 Jahre alt, geboren am [Geburtsdatum] und äh, ich bin Schülerin am Gymnasium. (...) Auf einer Abschlussklasse« (Emilia t1, Z. 7–9). Dass Emilia in ihrer Narration ihre Zukunftspläne hervorhebt, spiegelt ihre Hoffnung auf eine Veränderung ihrer Lebenssituation wieder, die bisher vorrangig durch Beziehungsabbrüche mit potenziellen Bezugspersonen (Herkunftsfamilie und Pflegefamilien) geprägt wurde. Mit der Verwirklichung ihres Berufswunsches verbindet sie die Hoffnung, eine eigene Familie aufzubauen und nicht mehr auf professionelle Hilfeeangebote zurückgreifen zu müssen. »Ja, also, dann hätte ich vielleicht schon eine Familie für mich selbst. Äh (...) und ich hätt mein Ziel erreicht (...) Und (...) ja. Ich wär selbstständig (lacht). Also, komplett selbstständig« (Emilia t1, Z. 1008–1010). Emilia erhofft sich von ihrem Übergang ins Erwachsenenalter somit eine Veränderung ihres sozialen Beziehungsgefüges weg von einer professionellen und durch Abhängigkeit, hin zu einer familiären und durch Selbstständigkeit geprägten Struktur. In den zwei Folgeinterviews muss weiter untersucht werden, inwieweit der Übergang ins Erwachsenenalter Emilia diese Veränderung ermöglicht und sie diese weiter gestaltet.

.....
Der Übergang ist für Pflegekinder mit einer Re-Organisation ihrer Beziehungsgefüge verbunden.

Fazit und Ausblick

Wie sich im empirischen Material zeigt, verläuft der Übergang ins Erwachsenenalter für die Pflegekinder sehr unterschiedlich. Während er für manche Pflegekinder innerhalb der Pflegefamilie und somit eher im privaten Raum stattfindet, geht er für andere mit dem Ende ihres Pflegeverhältnisses einher und vollzieht sich somit stärker im institutionellen Rahmen der Pflegekinderhilfe. Gleichzeitig ist der Übergang für alle Pflegekinder mit einer Re-Organisation ihrer Beziehungsgefüge verbunden, wodurch Fragen der Zugehörigkeit aufgeworfen werden. Durch das Ende der AEF wird dieser Prozess noch verstärkt, da es zu erneuten (Beziehungs-)Abbrüchen kommen kann. Die jungen Erwachsenen finden unterschiedliche Strategien, um mit der Re-Organisation ihres Beziehungsgefüges umzugehen: Während manche ihre Zugehörigkeit festigen und/oder legitimieren wollen,

Zur Person

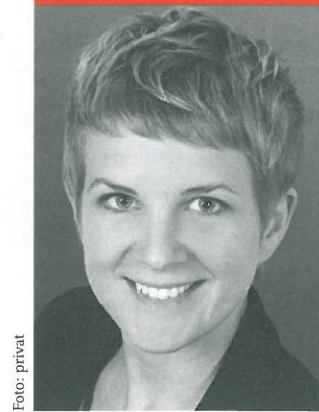


Foto: privat

Anna-Marie Herdtle,
 M.A. Forschung und Entwicklung in der Erziehungswissenschaft, promoviert seit 2016 im Bereich der Pflegekinderhilfe im Forschungsprojekt TransCare an der Universität Luxemburg.

sehen andere darin die Chance, sich in einem neuen Umfeld neue Zugehörigkeit zu schaffen. In den Folgeinterviews muss weiter rekonstruiert werden, inwieweit die Veränderungen ihrer Beziehungsgefüge für die Pflegekinder mit neuen Positionierungen einhergehen und diese sich auf ihre Identitäts- und Agency-Konstruktionen auswirken.

Literatur

- Biesta, G./Tedder, M. (2006): How is agency possible? Towards an ecological understanding of agency-as-achievement (Working Paper 5). www.researchgate.net/publication/228644383_How_is_agency_possible_Towards_an_ecological_understanding_of_agency-as-achievement (Abruf 17.3.2018).
- Circulaire ONE numéro 10, version 2-26 septembre 2013, le projet d'autonomisation (PA) pour les jeunes adultes.
- Emirbayer, M./Mische, A. (1998): What is agency? In: The American Journal of Sociology 103, S. 962–1023.
- Loi du 16 décembre 2008 relative à l'aide à l'enfance et à la famille, Mémorial A n° 192 de 2008, Grand-Duché de Luxembourg.
- Loi du 10 août 1992 relative à la protection de la jeunesse, Mémorial n° 70 de 1992, Grand-Duché de Luxembourg.
- Lucius-Hoene, G./Deppermann, A. (2004a): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. 2. Aufl. Opladen: Leske + Budrich.
- Lucius-Hoene, G./Deppermann, A. (2004b): Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online Zeitschrift zur verbalen Interaktion, 5, S. 166–183.
- Règlement grand-ducal du 17 août 2011 précisant le financement des mesures d'aide sociale à l'enfance et à la famille.
- Schröder, W./Thomas, S. (2014): Das »Ende« der Vollzeitpflege ... Übergänge, junges Erwachsenenalter und Pflegefamilien. In: Kuhls, A./Glaum, J./Schröder, W. (Hrsg.): Pflegekinderhilfe im Aufbruch. Aktuelle Entwicklungen und neue Herausforderungen in der Vollzeitpflege. Weinheim: Beltz Juventa, S. 174–184.

¹ Alle Namen, Orte und weiterführende Angaben, die auf die Identität der interviewten Personen oder Organisationen hinweisen, wurden entsprechend anonymisiert.

Pflegeeltern und ihre volljährigen Pflegekinder

Wie Pflegeeltern den Übergang erleben



In diesem Artikel geht Anna-Maria Herdtle der Frage nach, wie Pflegeeltern den Übergang ihrer Pflegekinder ins Erwachsenenalter erleben. Hierfür werden die Ergebnisse aus vier leitfadengestützten Interviews mit Pflegeeltern in Luxemburg vorgestellt. Je nach Rollenidentität der Pflegeeltern zeigen sich spezifische Perspektiven und Herausforderungen, die den Übergang der erwachsenwerdenden Pflegekinder mitbedingen.

Von Anna-Marie Herdtle

In der Pflegekinderhilfe stellen Pflegeeltern die sicherlich am besten untersuchte Personengruppe dar. Reimer (2017) systematisiert die deutschsprachige Forschung zu Pflegeeltern wie folgt: Während sich ältere Studien vorrangig mit der Frage nach der Motivation und Funktion der Pflegeeltern befassen, wendet sich das wissenschaftliche Interesse ab den 1990er Jahren dem innerfamiliären Beziehungsgefüge zu. Gleichzeitig entstanden auch Arbeiten zu den sich immer weiter ausdifferenzierenden Pflegefamilienformen (vgl. Reimer 2017, S. 40 ff.). Diese Vielzahl der Studien verdeutlicht, dass Pflegefamilien aufgrund ihrer spezifischen Familiensituation ein besonderes wissenschaftliches und öffentliches Interesse zukommt. Auch der vorliegende Beitrag wendet sich den Pflegeeltern zu und stellt die Frage, wie diese den Übergang ihrer Pflegekinder ins Erwachsenenalter erleben. Als Teil des Forschungsprojekts »Young people's Transitions out of Residential and Foster Care (TransCare)«¹ an der Universität Luxemburg (siehe hierzu die Ausführungen in Karl et al. in diesem Heft) werden hierfür die Ergebnisse aus vier leitfadengestützten Interviews mit luxemburgischen Pflegeeltern

dargestellt. Für ein besseres Verständnis der luxemburgischen Pflegekinderhilfe, in deren Rahmen sich die Pflegeeltern mit ihren Familien bewegen, wird in einem ersten Schritt ebendieser strukturelle Rahmen beschrieben. Anschließend folgen eine kurze Darstellung der sensibilisierenden, theoretischen Konzepte zur Analyse der Interviews und dann die Herausarbeitung der vier verschiedenen Fallbeispiele.

Pflegefamilien in Luxemburg

Mit dem Gesetz zur Kinder- und Familienhilfe (Loi du 16 décembre 2008 relative à l'aide à l'enfance et à la famille, AEF) von 2008 wurde in Luxemburg dem Jugendgericht und dem Jugendschutzgesetz das Nationale Jugendamt (Office Nationale de l'Enfance, ONE) und die Kinder- und Familienhilfe komplementär gegenübergestellt. Dieses Gesetz bedeutet einen wichtigen Meilenstein auf dem Weg weg von einer Fremdplatzierung durch das Jugendgericht hin zu einem freiwilligen, präventiven Hilfeangebot im Rahmen der Kinder- und Familienhilfe in Luxemburg. Durch die Unterscheidung zwischen freiwilligen, präventiven Familienhilfen und gerichtlich angeordneten Massnahmen, soll gleichzeitig eine Stärkung der be-

troffenen Kinder und ihrer Familien als Akteur_innen mit Rechten erzielt werden (vgl. Jäger/Peters 2017). So sind im Gesetz zur AEF verschiedene Hilfemaßnahmen festgelegt, darunter die freiwillige Platzierung in einer Pflegefamilie, dem sogenannten accueil socio-éducatif en famille d'accueil, der von der gerichtlichen Fremdplatzierung, dem sogenannten placement familial unterschieden wird. Ergänzt wird das Gesetz zur AEF durch die Règlements grand-ducaux relatifs à l'AEF von 2011, die unter anderem die staatliche Zulassung als Pflegefamilie (das sogenannte Agrément), die Bedingungen, die an die Räumlichkeiten der Pflegefamilie gestellt werden, und die Vergütung der Pflegefamilien regeln. Im luxemburgischen Pflegekinderwesen werden momentan zwei Pflegefamilienformen unterschieden. Zum einen die famille d'accueil proche, das heißt die Verwandtschaftspflege, in der ein Kind von Verwandtschaft bis zum 3. Grade aufgenommen wird. Zum anderen die famille d'accueil, das heißt die Pflegefamilie ohne Verwandtschaftsgrad. Aktuell befindet sich ein Rahmengesetz in der Ausarbeitung, das voraussichtlich zu einer Ausdifferenzierung der Pflegefamilienformen beitragen wird.

Pflegeeltern müssen zwölf Schulungs- oder Supervisionsstunden jährlich absolvieren, um ihre Zulassung aufrecht zu erhalten.

Seit 2013 befindet sich die luxemburgische Pflegekinderhilfe in stetigem Wachstum. Zum einen wurde ab diesem Zeitpunkt die staatliche Betreuung auch für die Verwandtschaftspflege verpflichtend, die mittlerweile einen großen Anteil der Platzierungen ausmacht. Zum anderen führte das ONE im Jahr 2016 eine Kampagne zur Neugewinnung von Pflegeeltern durch, die 2017 nach Aussage der Pflegekinderdienste ihre Früchte zu tragen beginnt. Insgesamt befinden sich in Luxemburg im April 2017² 1358 Kinder und Jugendliche in stationären Fremdplatzierungen, wovon 60 % in Heimen und 40 % in Pflegefamilien untergebracht sind. Unter die Zahlen zu Pflegefamilien fallen hierbei auch individualpädagogische Maßnahmen im Ausland. Berücksichtigt man diese nicht, so befinden sich 280 Kinder und Jugendliche in Pflegefamilien und 217 Kinder und Jugendliche in Verwandtschaftspflege. In 88 % der Fälle wurden die Kinder und Jugendlichen gerichtlich platziert, was für die Herkunftsfamilie mit einem Entzug des Sorgerechts einhergeht, das den Pflegeeltern übertragen wird.

Erfahrungen im Übergang

Wie bereits oben erwähnt, befindet sich das Feld der Pflegekinderhilfe in Luxemburg im Umbruch. Die neue Gesetzeslage der AEF und die Einführung des ONE haben dazu geführt, dass der bis zu diesem Zeitpunkt eher private Bereich der Pflegefamilien verstärkt in den Blick der staatlichen Institutionen gerückt ist. Seither arbeiten das ONE und die Pflegekinderdienste an einer Vereinheitlichung der Prozesse und Abläufe in der Auswahl und Betreuung der Pflegefamilien. Für die Pflegefamilien selber bedeutete dies, dass sie nunmehr verpflichtenden, regelmäßigen Kontakt (ein Besuch pro Trimester) mit ihren betreuenden Sozialarbeiter_innen haben. Diese müssen in regelmäßigen Abständen Berichte über das Pflegekind und seine ihre Pflegefamilie verfassen, die beim ONE eingereicht werden. Gleichzeitig müssen Pflegeeltern zwölf Schulungs- oder Supervisionsstunden jährlich absolvieren, um ihre Zulassung aufrecht zu erhalten. Außerdem führt das zuständige Ministerium (Ministre de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse, MENJE) Hausbesuche durch, in deren Rahmen die Sicherheit der Wohnorte der Pflegekinder überprüft wird. Wie bereits beschrieben, wurde auch das Ende der Pflegekinderhilfe neu gerahmt und die ersten Pflegekinder vollziehen innerhalb dieser neuen Regelungen ihren Übergang ins Erwachsenenalter (vgl. den anderen Beitrag von Herdtle in diesem Heft).

Dieser Artikel wendet sich den Pflegeeltern zu und stellt die Frage, wie sie den Übergang ihrer Pflegekinder in einem Feld erleben, das sich selber im Wandel befindet. Hierfür werden die Ergebnisse aus vier leitfadengestützten Interviews mit luxemburgischen Pflegeeltern vorgestellt, deren Pflegekinder sich zum Zeitpunkt des Interviews im Übergang ins Erwachsenenalter befinden. Die Ergebnisse sollen in Anschluss an Wolf (2015) vor dem Hintergrund der »Pflegefamilienfiguration« (ebd., S. 194) reflektiert werden. Wolf definiert Figureationen unter Bezugnahme auf den Soziologen Norbert Elias als »spezifische Beziehungsgeflechte von Menschen, die voneinander abhängig sind. Abhängig meint, dass den Menschen, die hier miteinander verbunden sind, nicht völlig gleichgültig ist, was der jeweils andere denkt, fühlt und tut« (Wolf 2015, S. 181). Er entwirft die Herkunftsfamilien-Pflegefamilien-Figuration aus zwei Teilfigureationen (Herkunfts- und Pflegefamilie), die durch das Pflegekind entstehen, das sich in beiden Bezugssystemen bewegt, und die sich wechselseitig beeinflussen. Zur Interpretation der Interviews wird die Teilfiguration Pflegefamilie verwendet. Um die oftmals verwendete, dichotome Beschreibung von Pflegefamilien als Ersatz- oder

als Ergänzungsfamilie zu überwinden, führt Wolf (2015) das Identitätskonzept der Pflegeeltern als weitere kennzeichnende Dimension der Pflegefamilienfiguration ein. Hierbei unterscheidet er drei Rollenidentitäten, zwischen denen sich die Pflegeeltern bewegen: Pflegeeltern im Adoptionsmodus, Pflegeeltern mit einem Selbstbild als Eltern und Pflegeeltern mit einem Selbstbild als Betreuungspersonen. Diese Identitätskonzepte können rigide oder flexibel sein, was bedeutet, dass Aspekte eines anderen Identitätskonzeptes im eigenen Selbstbild mehr oder weniger gut zugelassen werden können. Im Anschluss an die Systematik nach Wolf (2015) soll nun anhand der jeweiligen Identitätskonzepte der verschiedenen Pflegefamilien herausgearbeitet werden, wie die Pflegeeltern den Übergang ihrer Pflegekinder ins Erwachsenenalter erleben und vor welchen spezifischen Herausforderungen sie stehen.

Familie Müller – Übergang als Zeit ungeklärter Rechte und Pflichten

Familie Müllers³ Pflege Tochter lebt seit ihrem ersten Lebensjahr in ihrer Pflegefamilie und steht kurz vor ihrem 18. Geburtstag. Seit circa vier Jahren besteht kein Kontakt mehr zur Herkunftsfamilie, den die Pflegeeltern als belastend und konfliktreich erlebt haben. Für Herrn und Frau Müller ist es selbstverständlich, dass ihre Pflege Tochter auch nach Ende der AEF bei ihnen bleiben kann und sie streben eine Adoption an. Insgesamt wird deutlich, dass Herr und Frau Müller sich als Ersatzfamilie sehen und eine rigide Rollenidentität als Eltern entwickelt haben.

In Bezug auf den Übergang ins Erwachsenenalter zeigt sich im Interview mit Herrn und Frau Müller, dass sie viele offene Fragen in Bezug auf ihre Rechte und Pflichten als Pflegeeltern einer erwachsenen Pflege Tochter haben. Insbesondere wissen sie nicht, ob die Unterstützung durch die AEF mit dem 18. Geburtstag ihrer Pflege Tochter direkt enden wird bzw. erhalten hierzu von verschiedenen Quellen (Professionelle; andere Pflegeeltern) widersprüchliche Informationen. Herr und Frau Müller erklären dies damit, dass unklar sei, inwieweit sie noch unter die Rahmenbedingungen vor der AEF-Reform fallen, nach denen die staatliche Unterstützung nach Bedarf verlängert werden konnte, oder ob bereits die neuen Regelungen greifen und die Unterstützung somit spätestens am 21. Geburtstag der Pflege Tochter enden wird. Auf die Rückfrage bis wann sie darüber informiert werden sollen, zeigt sich, dass Herr und Frau Müller davon ausgehen, dass sie einfach abwarten müssen, ob sie

nach dem 18. Geburtstag der Pflege Tochter weiterhin vom Jugendamt kontaktiert werden. »Wenn ich dann nach dem Geburtstag keinen Zettel mehr bekomme von ONE, dann ist das fertig. Jo. Dann brauche ich auch nicht mehr in Schulung zu gehen. Äh wann/wenn, dann können wir sie ja dann adoptieren« (Frau Müller, Z. 1899–1906). Wie sich zeigt, hängen von dieser Information, von der Familie Müller nicht weiß, wann und wie genau sie sie erhalten werden, wichtige weitere Schritte ab.

Die Pflegeeltern sind in ihrer Rolle tiefgehend verunsichert.

Obwohl Familie Müller eine Adoption in Erwägung zieht, wissen sie, dass ihre Pflege Tochter mit Erreichen der Volljährigkeit durch das ONE vor die Entscheidung gestellt wird, ob sie bei ihnen bleiben oder ausziehen möchte. »Ich muss mich überraschen lassen. Weil normalerweise wird sie wahrscheinlich auch das ONE gefragt, na, ob sie noch hierbleiben will« (Frau Müller, Z. 1876–1878). Frau Müller scheint sich hier zunächst nicht sicher zu sein, welche Entscheidung ihre Pflege Tochter treffen wird und hat das Gefühl, sich überraschen lassen zu müssen. Herr Müller geht jedoch davon aus, dass ihre Pflege Tochter bei ihnen bleiben wird, woraufhin ihm Frau Müller zustimmt. »Sie fühlt sich ja wohl hier im Haus. Da kommen keine großen Änderungen, na« (Herr Müller, Z. 1785) – »Die bleibt hier« (Frau Müller, Z. 1789). Hier wird ersichtlich, wie tiefgehend die Pflegeeltern in ihrer Rolle verunsichert sind. Obwohl sie sich als Ersatzfamilie und -eltern definieren und sich im Adoptionsmodus befinden, sind sie sich an dieser Stelle nicht sicher, ob das Ende der AEF nicht doch dazu führen könnte, dass ihre Pflege Tochter sich dazu entscheidet, sie zu verlassen.

Darüber hinaus fühlen sich Herr und Frau Müller auch nicht ausreichend darüber in Kenntnis gesetzt, mit welchen Pflichten gegenüber ihrer Herkunftsfamilie die Volljährigkeit für ihre Pflege Tochter einhergeht. Es herrscht Ungewissheit darüber, inwieweit die Pflege Tochter rechtlich für ihre Herkunftsfamilie zur Verantwortung gezogen werden kann und beispielsweise deren Schulden zurückerstatten muss. »Mh ich hoffe nur, wenn sie [die leibliche Mutter, Anm. d. Verf.] den Mindestlohn bekommt, dass [Name der Pflege Tochter] äh da/die Kinder müssen das ja später als Erbgut zurückbezahlen und dass sie nicht auch muss zurückbezahlen. Das würde ich schlimm finden (Frau Müller, Z. 942–944) (...) Ich weiß ja nie, was ich glauben soll. Die einen sagen: »Ja, ja.« vom,



die anderen sagen wieder: »Ja«, die anderen sagen: »Nein«. Ich weiß es nicht. Man muss/muss sich einfach überraschen lassen« (Frau Müller, Z. 1038–1040).

Trotz der Belastung ist es für Familie Schuhmann eine Selbstverständlichkeit, dass ihr Pflegesohn bei ihnen bleiben wird.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Herr und Frau Müller den Übergang als eine Zeit der Ungewissheit und Verunsicherung erleben. Ihr Selbstverständnis als Ersatzfamilie und ihre Rollenidentität als Eltern werden durch den Übergang ihrer Pflege Tochter ins Erwachsenenalter erschüttert, da Unklarheit über damit zusammenhängende Veränderungen der Rechte und Pflichten der verschiedenen Akteure besteht. Gleichzeitig wissen sie nicht, an wen sie sich für verlässliche Informationen wenden können. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass sie sich der Situation ausgeliefert fühlen, kaum Handlungsmöglichkeiten für sich sehen und sich in einer abwartenden Position befinden. Dass sie gleichzeitig eine Adoption anstreben, kann als Versuch zur Wiederherstellung von klaren Verhältnissen verstanden werden. Die Adoption führt zu einer (erneuten) rechtlich-formalen und symbolischen Festigung der Rollenidentität als Eltern, durch die die Pflegeeltern für sich und ihre Pflege Tochter wieder Stabilität und Klarheit herstellen.

Familie Schuhmann – Leben mit einem erwachsenen Pflegekind mit Behinderung

Der Pflegesohn der Familie Schuhmann steht zum Zeitpunkt des Interviews kurz vor seinem 18. Geburtstag und kam bereits als Säugling in die Pflegefamilie. Bei dem jungen Mann wurde eine geistige Behinderung diagnostiziert. Der Kontakt zur Herkunftsfamilie besteht seit einiger Zeit nicht mehr. Zunächst handelte es sich um eine freiwillige Platzierung, die aber nach kurzer Zeit zu einer gerichtlich angeordneten Platzierung wurde, wodurch Familie Schuhmann das Sorgerecht übertragen bekam. Im Interview wird deutlich, dass Herr und Frau Schuhmann sich als Ersatzfamilie und -eltern definieren, allerdings ein flexibles Identitätskonzept vertreten, da sie ihre Rolle auch vor dem Hintergrund ihres Auftrags als Betreuungspersonen reflektieren.

Familie Schuhmann berichtet, dass die Betreuung ihres Pflegesohnes oftmals an ihre Belastungsgrenze stößt, insbesondere in Anbetracht ihres eigenen Alters. »Und man sieht andere in unserem Alter, die fahren in den Urlaub und die gehen mit ihrer Frau spazieren und so weiter und wir sitzen da und müssen immer einen Babysitter suchen, auch für unseren Mike, weil der Mike ja nie alleine bleibt. Für einen siebzehnjährigen einen Babysitter suchen und wo andere in seinem Alter jetzt äh die Ruhe haben, die sie brauchen (...) und, und die wir nicht haben und dann denkt man oft: »Muss das noch sein oder so oder man/wo/wo kriegt man die Kraft/die Kraft noch her?« (Frau Schuhmann, Z. 1206–1216). Trotz der Belastung ist es für Herrn und Frau Schuhmann eine

Selbstverständlichkeit, dass ihr Pflegesohn bei ihnen bleiben wird, da sie ihn als ihr Kind betrachten. »Sonst würden wir ja jetzt auch sagen: Wenn der Mike 18 Jahre, wenn er ins Heim muss, dann muss er eben irgendwo in ein betreutes Wohnen oder der/der muss ins Heim oder so.« Ja, dann ist er hier weg und äh ne, wir wollen, dass er bei uns bleibt, dass er, es sind unsere Kinder, ne?« (Frau Schuhmann, Z. 1232–1235).

Obwohl Herr und Frau Schuhmann reflektieren, dass sie als Betreuungspersonen die Möglichkeit haben, das Pflegeverhältnis zu beenden, was den flexiblen Charakter ihrer Rollenidentität widerspiegelt, überwiegt ihre Identifikation mit der Rolle als (Ersatz-)Eltern. Daher steht es für sie außer Frage, dass sie sich auch nach dem Erreichen der Volljährigkeit und trotz der Belastung weiterhin für ihr Pflegekind verantwortlich fühlen. Somit besteht für sie im Übergang die Herausforderung, wie sie die Betreuung ihres Pflegekindes trotz des eigenen Alters weiter gewährleisten können.

.....
Familie Reiter legt Wert darauf, mit ihrer Pflege-tochter über ihre Herkunftsfamilie zu sprechen.

Familie Reiter – Pflegeeltern als Begleiter im Übergang ins Erwachsenenalter

Die Pflege-tochter der Familie Reiter ist zum Zeitpunkt des Interviews 19 Jahre alt und kam bereits als Kleinkind in die Familie. Der Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie besteht noch heute, was Herr und Frau Reiter unterstützt und mitgestaltet haben. Im Interview wird deutlich, dass Herr und Frau Reiter sich vorrangig als Ergänzungsfamilie sehen und ihre Rollenidentität als Betreuungspersonen in den Vordergrund stellen. Trotzdem lässt sich an ihrer Narration ihr flexibles Identitätskonzept erkennen, was nachfolgend aufgezeigt wird.



Herr und Frau Reiter sehen sich im Übergang vorrangig in einer Rolle als Begleiter innen ihrer Pflege-tochter. Zum einen begleiten sie sie zu den administrativen Terminen beim ONE und beim zuständigen Pflegekinderdienst, die ihre Pflege-tochter mit Erreichen der Volljährigkeit wahrnehmen muss. Zum anderen unterstützen sie ihre Pflege-tochter auch bei ihrer biografischen Spurensuche, da diese nachvollziehen möchte, weswegen sie als Kleinkind in eine Pflegefamilie gegeben wurde. »Kurz vorher als sie 18 wurde, mit/mit 17 so, hat das angefangen. Obwohl sie ja von klein auf, wir haben ihr immer alles äh erzählt und dann hat sie doch angefangen selber zu forschen. Wie kam es dazu, dass ich da in der Familie bin und so weiter« (Herr Reiter, Z. 1213–1223). Hier zeigt sich, dass Familie Reiter darauf Wert legt, mit ihrer Pflege-tochter über ihre Herkunftsfamilie zu sprechen und ihre Lebensgeschichte für sie transparent zu machen. Dies weist darauf hin, dass Herr und Frau Reiter sich als Ergänzungsfamilie betrachten und die Herkunftsfamilie als Teil des Lebens ihrer Pflege-tochter anerkennen.

Darüber hinaus übernehmen sie eine aktive Rolle in der Gestaltung der Beziehung zur Herkunftsfamilie. Da die Begegnungen mit der leiblichen Familie für ihre Pflege-tochter nicht immer konfliktfrei verlaufen, sieht sich der Pflegevater als Vermittler, um ihr die biografische Spurensuche im Übergang ins Erwachsenenalter zu ermöglichen. »Ja, sie ist äh, wie war das, ich hab dann immer versucht den Kontakt herzustellen. Mhm, das äh,

das macht sie selten ne, sie ist da sehr zäh, sie ruft nicht gerne an. Ne, über SMS das geht noch, aber wenn sie telefonieren muss, da wird's schwieriger. Also, das war auch nicht immer so einfach, den Kontakt herzustellen. Weil da gab es dann auch Missverständnisse, dass ihre Mutter das nicht so richtig verstanden hat und der Großvater/die Kommunikation klappte da anfangs nicht so gut ne, da musste ich dann immer Vermittler spielen« (Herr Reiter, Z. 1390–1411). Hier wird das Identitätskonzept als Betreuungsperson deutlich. Herr Reiter unterstützt seine Pflege-tochter in ihrer biografischen Spurensuche, indem er zwischen ihr und ihrer Herkunftsfamilie vermittelt und dabei hilft, schwierige Situationen zu bewältigen.

Insgesamt hat sich für Familie Reiter durch die Volljährigkeit ihrer Pflege-tochter nichts Wesentliches verändert. Der Pflegevater berichtet, dass ihre Pflege-tochter ebenfalls vor der Wahl stand, ob sie bei ihrer Pflegefamilie bleibt. Allerdings sei das für sie nie eine Option gewesen. »Ah, verändert hat sich nicht all zu viel, sie hat zwar im Voraus immer angekündigt: »Wenn ich 18 bin, dann mache ich, was ich will und möchte«. Aber das gehört ja dazu und so, ne. Weil sie stand ja dann vor der Wahl uns zu verlassen oder hierzubleiben. (...) Aber das hat sie sofort abgelehnt. Sie wollte hierbleiben. Und das, das, glaube ich, das war von Anfang an klar für sie« (Herr Reiter, Z. 956–1009). Und auch für Herrn und Frau Reiter stand fest, dass ihre Pflege-tochter auch nach der Volljährigkeit bei ihnen bleiben kann. »Ja, wir hatten immer sagen, sie kann frei entscheiden. Also äh, wenn sie hierbleiben möchte, darf sie bleiben. Ja, auch wenn es anstrengend ist manchmal, aber sie darf gerne bleiben, ja« (Herr Reiter, Z. 1017–1019). Hier zeigt sich das flexible Identitätskonzept der Pflegeeltern: Obwohl Familie Reiter sich im Interview schwerpunktmäßig als Betreuungspersonen präsentieren, zeichnet sich hier ab, dass ihr Rollenverständnis darüber hinausgeht. Dies wird noch verstärkt, da Herr Reiter die Gesetzgebung dahingehend kritisiert, dass Pflegekinder in Erbschaftsfragen im Gegensatz zu Adoptivkindern steuerrechtlich benachteiligt werden. »Und das andere, was ich mir eigentlich wünschen würde, das ist, dass die Gesetzgebung in Bezug auf Erbschaft geändert wird. Dass diese Pflegekinder wie andere Kinder behandelt werden. Und wenn die jetzt etwas von uns erben, dann müssen die so viel Steuer zahlen, das sind ja dann eigentlich Fremde. Im Gegensatz zu den Adoptivkindern« (Herr Reiter, Z. 2346–2357). Hier zeigt sich deutlich, dass Familie Reiters Rollenidentität über die im Vordergrund stehende Betreuung weit hinausgeht und sie sich eine gesetzliche Gleichstellung der Pflegekin-

der mit Kindern oder zumindest Adoptivkindern wünschen würden.

Obwohl Herr und Frau Reiter im Interview zunächst als Ergänzungsfamilie auftreten und in ihrer Narration ihre Rollenidentität als Betreuungspersonen in den Vordergrund stellen, die ihr Pflegekind im Übergang ins Erwachsenenalter bestmöglich begleiten, wird schnell klar, dass es sich um ein flexibles Konzept handelt. Das flexible Rollenbild, das sich hier zeigt, ermöglicht es den Pflegeeltern, den Übergang ihrer Pflege-tochter bestmöglich zu begleiten und sie in ihren Bedürfnissen zu unterstützen. Gleichzeitig schaffen sie aber auch Stabilität und Kontinuität für sich und ihre Pflege-tochter, da ihr Selbstverständnis über die rechtlichen Regelungen der AEF weit hinausgeht.

.....
Frau Blum befürchtet, dass sich ihre Pflege-tochter nach dem Erreichen der Volljährigkeit noch weniger an die Vorgaben halten werde.

Familie Blum – Übergang als Zeit ambivalenter Gefühle

Familie Blum hat eine Pflege-tochter, die zum Zeitpunkt des Interviews kurz vor ihrem 18. Geburtstag steht. Sie kam im Kleinkindalter zunächst im Rahmen einer Tagespflege in die Familie. Aus der Tagespflege wurde aufgrund der instabilen Situation der Herkunftsfamilie nach kurzer Zeit eine gerichtlich angeordnete Vollzeitpflege. Der Kontakt zwischen der Pflege-tochter und ihrer Herkunftsfamilie blieb immer sehr eng und konstant. Das Interview wurde nur mit Frau Blum geführt, ihr Mann war nicht anwesend.

Frau Blum ist sich im Gegensatz zu den anderen Pflegeeltern sehr unsicher, ob ihre Pflege-tochter nach dem Erreichen der Volljährigkeit bei ihrer Pflegefamilie bleiben wird. »Das ist sehr unvorhersehbar. Vielleicht legt sich bei ihr ein Schalter um. In meinem Kopf sage ich ehrlich: »Sie geht.« In meinem Kopf, wie ich die Familie außen rum sehe, die Illusionen. Sie geht wirklich« (Frau Blum, Z. 2156–2161). Sie beschreibt die Situation als unvorhersehbar und macht die Herkunftsfamilie dafür mitverantwortlich. Diese beeinflusse ihre Pflege-tochter, die sich Illusionen hinsichtlich ihrer Möglichkeiten und Zukunft mache.

Insgesamt beschreibt die Pflegemutter den Übergang ihrer Pflege-tochter ins Erwachsenenalter als schwierig,

da sich diese nicht an Abmachungen und Regeln ihrer Pflegeeltern halte. Frau Blum befürchtet, dass sich ihre Pflege-tochter nach dem Erreichen der Volljährigkeit und dem damit verbundenen Wegbrechen der rechtlichen Struktur noch weniger an die Vorgaben ihrer Pflegeeltern halten werde. Gerade in Hinblick auf ihr eigenes fortgeschrittenes Alter ist sich die Pflegemutter nicht sicher, ob sie die Auseinandersetzungen mit ihrer Pflege-tochter weiter mittragen wolle. »Und ich und mein Mann, wir haben unsere Kinder großgezogen, wir haben schon ein zu fortgeschrittenes Alter, um so eine Jugendliche zu haben, die macht was sie will (Frau Blum, Z. 1990-1992) (...) Also, sehen Sie, sie ist jetzt 17 ein halb und durch den Richter platziert. Stellen Sie sich mal vor mit 18! (Frau Blum, Z. 2023-2024) (...) Es ist schwierig für uns, solche Angelegenheiten zu handhaben. Und wir müssen es auch nicht. Wir werden es sehen« (Frau Blum, Z. 2035-2039). Hier zeigt sich, dass Frau Blum sich als Betreuungsperson sieht, deren Zuständigkeit für die Pflege-tochter nicht notwendigerweise über das Ende der AEF hinaus bestehen wird und sich auch nach den Möglichkeiten und persönlichen Bedürfnissen der Pflegeeltern richtet.

Frau Blum sieht zwei Probleme im Übergang ihrer Pflege-tochter. Zum einen beschreibt sie, dass ihre Pflege-tochter noch nicht die Reife einer 18-jährigen besäße und zu unbedacht mit ihrer Zukunft umgehe. Zum anderen werde sie durch ihre Herkunftsfamilie beeinflusst, der Frau Blum jedoch aufgrund ihrer eigenen Problemlage die Fähigkeit abspricht, der jungen Frau fundierte Ratschläge zu erteilen. Trotzdem lasse sich ihre Pflege-tochter stark durch ihre Herkunftsfamilie beeinflussen. »18 Jahre, das ist sehr schwierig. Weil sie hat, sie träumt, sie ist nicht wie 18, für mich hat sie nicht die Mentalität einer 18-jährigen. Sie sieht nicht, wie soll ich das sagen? Dass ihre Zukunft auf dem Spiel steht. Sie sieht alles noch zu locker. Sie hat ständig Hypothesen und das ist auch ein bisschen die Familie, die ihr Hypothesen in den Kopf setzt. Weil die Mutter sagt ihr: ›Ich gebe dir Arbeit.‹ Und das ist nichts Stabiles, weil sie war abhängig, sie war auch drogenabhängig« (Frau Blum, Z. 1936-1949). Frau Blum und ihr Mann hoffen, dass ihre Pflege-tochter rechtzeitig erkennen wird, dass sie ihre Zukunft in ihre eigenen Hände nehmen muss. Hierzu gehört für Frau Blum, dass sie ihren Schulabschluss machen soll, da dieser dazu beitragen wird, dass sich die junge Frau, die aktuell die Schule abgebrochen hat, stabilisiert. »Sie ist ein Kind. Deswegen sind wir, geben wir uns Mühe um zu schauen, ob sich bei ihr ein Schalter umlegt. Und ob sie die Chance wieder ergreift in die Schule zu gehen.

Dass sie im September wirklich dorthin zurückgeht, dass sie die Schule fertigmacht, und lernt und sich stabilisiert« (Frau Blum, Z. 1973-1976). Frau Blum knüpft somit ihre Entscheidung, ob sie die Pflege-tochter weiter betreuen wird, an bestimmte Bedingungen. Es bleibt allerdings offen, was passieren wird, sollte die Pflege-tochter diesen Wünschen der Pflegeeltern nicht nachkommen.

Obwohl Frau Blum einerseits berichtet, dass sie und ihr Mann bereits zu alt seien, um die Probleme der Jugendlichen mitzutragen, betont sie andererseits, dass sie ihre Pflege-tochter niemals aufgeben würde. Zu groß sei die gegenseitige Bindung nach 14 gemeinsamen Jahren. »Und ich hänge an dem Kind. Und das kommt automatisch. Ich kann das nicht erklären. Weil ich könnte sie auch aufgeben und ein anderes Kind mit weniger Schwierigkeiten holen, aber sie ist seit 14 Jahren hier. Das sind nicht 14 Tage, nicht 14 Monate, nicht 14 Wochen. Das sind 14 Jahre. Wenn Sie menschlich sind, dann können Sie nicht aufhören. Ich habe schon darüber nachgedacht, aber ich kann es einfach nicht. Ich kann nicht die Türe abschließen und sie hergeben. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, aber ich kann es nicht, das ist mein Problem. Es ist lang. Deswegen sage ich, 14 Jahre in einer Pflegefamilie sind zu viel. Das ist nicht unser Kind, man müsste anders arbeiten« (Frau Blum, Z. 2492-2499). Hier zeigt sich Frau Blums großer Zwiespalt zwischen ihrer Rolle als Betreuungsperson, die sich ein Ende der Belastung wünscht, und ihrer Rolle als Bezugsperson, die sich für ihr Pflegekind verantwortlich und emotional gebunden fühlt.

Die Berücksichtigung der Identitätskonzepte kann zu einem besseren Verständnis der Pflegeeltern beitragen.

Familie Blum kann wie Familie Reiter als Ergänzungsfamilie bezeichnet werden. Auch Frau Blum nimmt eine flexible Rollenidentität ein und sieht sich als Betreuungsperson, die gleichzeitig eine enge emotionale Bindung zum Pflegekind entwickelt hat. Im Gegensatz zu Familie Reiter erlebt sie diese Rollenidentität jedoch als widersprüchlich und belastend. Durch ihre normativen Vorstellungen, welcher Weg der richtige für ihre Pflege-tochter ist, und ihre ablehnende Haltung gegenüber der Herkunftsfamilie, kann keine dynamische Bewegung zwischen den verschiedenen Rollenidentitäten mehr stattfinden und Frau Blum wird zwischen den Polen hin-

und hergerissen. Der Übergang ihrer Pflege-tochter ins Erwachsenenalter ist für Frau Blum daher mit ambivalenten Gefühlen hinsichtlich ihrer moralischen Verpflichtung, emotionaler Bindung und (halb-)professioneller Rollenidentität verbunden.

Fazit und Ausblick

Die Pflegefamilienfiguration nach Wolf (2015) zeigt auf, wie sich die Pflegeeltern in ihrer Rollenidentität zwischen Betreuungsperson und Eltern verorten. Wie sich zeigt, stehen sie je nach Flexibilität oder Rigidität ihrer Rollenidentität vor unterschiedlichen Herausforderungen im Übergang ihrer Pflegekinder ins Erwachsenenalter.

Am Beispiel der Familie Müller konnte gezeigt werden, dass eine rigide Rollenidentität als Ersatzeltern das Bedürfnis nach mehr rechtlicher Klarheit in Bezug auf die Rechte und Pflichten von Pflegeeltern eines volljährigen Pflegekindes hervorbringt. Mit Ende der AEF, das heißt mit Ende des bisherigen rechtlichen Rahmens, will Familie Müller ihre Rolle als Ersatzeltern erneut festigen und legitimieren, was sie durch eine Adoption erreichen wollen. Gleichzeitig wird deutlich, dass sich ihr Bedürfnis nach rechtlicher Klarheit – insbesondere in einem System, das sich selber im Wandel befindet und zusätzliche Unklarheit hinsichtlich der neuen Regelungen schafft – als schwierig erweist, da die Pflegeeltern sich nicht ausreichend informiert und unterstützt fühlen.

Bei den Familien Schuhmann und Reiter wiederum zeigt sich, dass ein flexibles Identitätskonzept einen größeren Reflexions- und Bewältigungsspielraum in Bezug auf die eigene Rolle und Aufgaben im Übergang zulässt, unabhängig davon, ob sie sich vorrangig als Ersatz- oder Ergänzungseltern sehen. Trotzdem gehen auch flexible Rollenidentitäten im Übergang mit bestimmten Belastungen für die Pflegeeltern einher. So zeigt sich beispielsweise bei Familie Schuhmann und Familie Blum, dass das eigene Alter Einfluss auf die Bewältigung von Herausforderungen in der Betreuung der Pflegekinder nimmt. Und auch der Umgang mit der Herkunftsfamilie kann für die Pflegeeltern im Übergang verstärkt die Frage aufwerfen, wo die eigene Zuständigkeit für das Pflegekind liegt. An Familie Blums Beispiel wird deutlich, dass das Schwanken zwischen den verschiedenen Rollenidentitäten für die Pflegeeltern zu einer Belastung werden kann.

Eine Berücksichtigung der Identitätskonzepte der Pflegeeltern kann insgesamt zu einem besseren Verständnis der Pflegeeltern und ihrem Umgang mit dem Übergang ihrer Pflegekinder beitragen. Gleichzeitig kön-

Zur Person



Anna-Marie Herdtle,
M.A. Forschung und Entwicklung in der Erziehungswissenschaft, promoviert seit 2016 im Bereich der Pflegekinderhilfe im Forschungsprojekt TransCare an der Universität Luxemburg.

Foto: privat

nen darüber Ansatzpunkte für individuelle Unterstützungsangebote identifiziert werden, um den Pflegeeltern die benötigten Ressourcen zur Bewältigung ihrer ambivalenten Rolle zwischen Betreuungsperson und Eltern und dem Übergang ihrer Pflegekinder ins Erwachsenenalter an die Hand zu geben. Eine professionelle Begleitung der Pflegeeltern im Übergang kann insbesondere zu einer weiteren Stärkung der Pflegeeltern als Akteur_innen mit Rechten führen, wie es im Rahmen der AEF-Reform in Luxemburg angestrebt wird.

Literatur

- Circulaire ONE numéro 10, version 2-26 septembre 2013, le projet d'autonomisation (PA) pour les jeunes adultes.
- Jäger, J./Peters, U. (2017): Die Kinder- und Familienhilfe in Luxemburg. Strukturen und Entwicklung im Kontext von Schutz und Hilfe. Universität du Luxembourg, FLSHASE, INSIDE, IRISS.
- Loi du 16 décembre 2008 relative à l'aide à l'enfance et à la famille, Mémorial A n° 192 de 2008, Grand-Duché de Luxembourg.
- Loi du 10 août 1992 relative à la protection de la jeunesse, Mémorial n° 70 de 1992, Grand-Duché de Luxembourg.
- Règlement grand-ducal du 17 août 2011 précisant le financement des mesures d'aide sociale à l'enfance et à la famille.
- Reimer, D. (2017): Normalitätskonstruktionen in Biografien ehemaliger Pflegekinder. Weinheim: Beltz Juventa.
- Wolf, K. (2015): Die Herkunftsfamilien-Pflegefamilien-Figuration. In: Wolf, K. (Hrsg.): Sozialpädagogische Pflegekinderforschung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 181-209.

- 1 Dieses Projekt wird durch den luxemburgischen Fonds National de la Recherche (Laufzeit 2015-2019; Fördernummer: C14/SC/7837180/TransCare/Karl) gefördert.
- 2 Siehe hierzu: www.men.public.lu/catalogue-publications/enfance-jeunesse/statistiques-analyses/enfance/1704-chiffres/2017-04.pdf.
- 3 Alle Namen, Orte und weiterführende Angaben, die auf die Identität der interviewten Personen oder Organisationen hinweisen, wurden entsprechend anonymisiert.



Aktuelle Herausforderungen professioneller Praxis

Welche Herausforderungen Professionelle in der fachlichen Begleitung von Jugendlichen sehen, die institutionelle Kontexte des Aufwachsens in Luxemburger Heimen oder Pflegefamilien verlassen, arbeiten Julia A. Jäger und Ulla Peters in Interviews heraus. Ihre Befragung ist Teil des Projekts »Young people's Transitions out of Residential and Foster Care (TransCare)«. Die Ergebnisse geben eine Einsicht in die strukturelle Gestaltung von Übergängen sowie in professionelle Praxen, die die oft prekäre Situation der Jugendlichen in eine entwicklungsfördernde Balance zu bringen versuchen und zeigen, welche Hindernisse, Chancen und Veränderungsbedarfe sie hier sehen.

Von Julia A. Jäger und Ulla Peters

Eine Frage, mit der wir uns im Projekt »Transcare«¹ beschäftigen, ist die nach den Herausforderungen einer professionellen Begleitung von *Care Leaver_innen* in Luxemburg. Dazu wurden von Januar bis Februar 2016 Expertengespräche mit Professionellen aus fünf luxemburgischen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe und des Nationalen Jugendamtes (Office Nationale de l'Enfance, ONE) geführt.

Nicht alle Care Leaver_innen bringen die notwendigen Voraussetzungen für einen gelingenden Übergang mit.

Ein Ziel war es, institutionell geprägte und professionelle Perspektiven auf die Situationen des Übergangs, mögliche Pfade der jungen Menschen und im Feld vorherrschende Verständnisse von *Agency* (Handlungsfähigkeit) von *Care Leaver_innen* zu beschreiben. Befragt wurden Fachkräfte, die Jugendliche vor dem Übergang betreuen (Heim, Pflegekinderdienst) und solche, die den Übergang selbst im Rahmen von betreutem/unterstütztem Wohnen begleiten. Die Interviewten wurden zu Leitideen ihrer Arbeit und zu relevanten Verfahren und ihrer Haltung zu diesen befragt. Der institutionelle und juristische Kontext wurde parallel über eine Analyse von Dokumenten aus dem Feld (Gesetzestexte, vertragliche Bestimmungen, Formulare) rekonstruiert und ergänzend zu den Ergebnissen der Interviews genutzt.² Die Ergebnisse der Interviews wurden bei einem Workshop im November 2016 mit 14 Professionellen aus dem Feld diskutiert. In diesem Artikel werden Befunde zu den Sichtweisen der Professionellen auf den Prozess des *Leaving Care* und auf *Care Leaver_innen* vorgestellt. Wir fragen danach, was diese für die Konstellationen, in denen sich junge Menschen im Übergang befinden, bedeuten. Wir fragen uns, welche Möglichkeiten und Begrenzungen des Handelns sich daraus für *Care Leaver_innen* ergeben (im Sinne einer *Agency* als relationaler Errungenschaft). Daran anknüpfend werden die Anforderungen an Praxis und Hilfesysteme zur Begleitung eines gelingenden Übergangs herausgearbeitet.

Konstruktionen Professioneller zu Care Leaver_innen

Die befragten Expert_innen stellen den Übergang von Jugendlichen aus der institutionellen Erziehung ins Er-

wachsenalter dem Werdegang junger Menschen gegenüber, die in ihren biologischen Familien heranwachsen und beschreiben diesen für die Ersteren in vielen Fällen als schwieriger, auf weniger Ressourcen basierend und damit als voraussetzungsvoller. Obgleich *Care Leaver_innen* aus Sicht der Professionellen biografisch häufig mehr Zeit zum Reifen und zur Verarbeitung biografischer Brüche und Verletzungen (zum Beispiel traumatische Erfahrungen, Beziehungsabbrüche) brauchen, sehen sie diese Jugendlichen einem vergleichsweise stärkeren Druck ausgesetzt, schneller gewissermaßen auf ihren eigenen Füßen zu stehen. Um in dieser Situation zu bestehen und um ihren Weg in die Zukunft zu beschreiten, benötigen sie spezifische Fähigkeiten (zum Beispiel Umgang mit Verlust und Trennung, bei fehlender familiärer Unterstützung) sowie Motivation und planvolles Handeln. Auf institutioneller Ebene findet diese Sichtweise Ausdruck im Verfahren und Formular des sogenannten »Projet d'Autonomisation« (Autonomisierungsprojekt³) als Grundlage und Voraussetzung einer weiteren Unterstützungsleistung im Rahmen der Kinder- und Familienhilfe nach dem 18. Lebensjahr (vgl. Artikel Lunz/Jäger in diesem Heft).

Nicht alle *Care Leaver_innen* bringen, so die Interviewten, die notwendigen Voraussetzungen für einen gelingenden Übergang mit. Die Befragten differenzieren die Kategorie *Care Leaver_in* und betonen deren Heterogenität und unterscheiden beispielsweise: die, die einfach nur weg aus der institutionellen Betreuung wollen; die, die Angst vor dem Übergang haben; die, die ein Projekt für ihr Leben haben oder die, die beispielsweise schnell schwanger werden. Mike Stein (2006, S. 428) hat schon früh aufgrund seiner Forschungen zu *Leaving Care* eine Unterscheidung entlang von drei Typen vorgeschlagen und diese in Beziehung gesetzt zu resilienzfördernden Faktoren. Er unterscheidet diejenigen, die vorwärtsgehen (moving on), diejenigen, die überleben (survivors) und diejenigen, die Opfer sind beziehungsweise sich so sehen (victims). Diese Typisierungen sind hilfreich, weil sie mit unterschiedlichem Verhalten und mit entsprechender Motivation, Bedürftigkeit, Verletzlichkeit und mit einem entsprechenden Erleben verbunden sind. Sie können das Verständnis der Professionellen für die Heterogenität der Jugendlichen unterstützen und trotz regulierter und zeitlich determinierter Verfahren, Spielräume für individualisierte Formen der Begleitung eröffnen. Andererseits sind Kategorisierungen machtvoll und können Wege einschränken, stigmatisieren und Hilfe verhindern.

So ist eine gebräuchliche Unterscheidung, die in den von uns geführten Interviews zu finden ist, die zwischen

»motivierten« und »unmotivierten« *Care Leaver_innen*. Wer motiviert ist, hat ein nach Einschätzung der Professionellen realistisches Projekt, einen klaren Plan für Ausbildung, Arbeit und die Zukunft. Die Befragten beschreiben diese Jugendliche als straight, stark, unabhängig, autonom und fähig oder willig, Hilfe anzunehmen. Die anderen, die Unmotivierten, beschrieben sie als abhängig, schwebend und verloren, ohne Ziele und Pläne für die Zukunft oder unwillig, diese (auch mit Unterstützung) zu verfolgen. Die Kategorie Motivation verbindet sich für die Professionellen mit dem, was sie für die jungen Menschen im Übergang als wesentlich erachten, damit Teilhabe an Gesellschaft gelingen kann. Das Label »nicht motiviert sein« kann existentielle Konsequenzen für *Care Leaver_innen* haben: Es kann zum Beispiel zum Ausschluss aus einer Übergangsbetreuung führen oder insgesamt zu einem Abbruch der professionellen Unterstützung.

Die Mehrheit äußert sich zufrieden über das Angebot des unterstützten Wohnens.

Als hilfreich für die Motivation der *Care Leaver_innen* sehen die Interviewten einen gewissen Druck an (externe Motivation) und ein Hinarbeiten auf die Herstellung einer internen Motivation bei den Jugendlichen durch attraktive und erreichbare Ziele. Als erschwerend und begrenzend erleben die Professionellen das Wissen der Jugendlichen um ihre limitierten Möglichkeiten, vorgängige negative biografische Erfahrungen und damit einhergehende Frustrationen sowie einen Mangel an Vertrauen, Hoffnung, Mut und Persistenz in der Verfolgung von Zielen.

Professionelle Ansprüche an die Begleitung von Care Leaver_innen

Die befragten Professionellen halten es für notwendig, denjenigen, die dies brauchen, eine relativ lange Übergangszeit zuzugestehen, in der sie nach Versuch und Irrtum lernen und sich entwickeln können. In den letzten fünf Jahren wurden Einrichtungen des betreuten und begleiteten Wohnens verstärkt ausgebaut, was vor diesem Hintergrund sowie angesichts des – im europäischen Vergleich – teuren Wohnungsmarktes in Luxemburg und der relativ geringeren (finanziellen, familiären) Ressourcen von *Care Leaver_innen* geboten scheint (vgl. Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse/Université du Luxembourg 2015). Diese

Wohnformen sehen die befragten Professionellen im Vergleich zur Außenwelt als ein »Trampolin« oder »als einen Raum, in dem sie ein Sicherheitsnetz haben und »kontrolliert auf die Nase fallen können« (Jäger et al. 2016, S. 9). Eine schriftliche Befragung von 76 Bewohner_innen in betreuten Übergangsstrukturen⁴ im Rahmen des Nationalen Jugendberichtes 2015 nennt als Gründe für die Inanspruchnahme einer solchen Möglichkeit: »familiäre Probleme, Autonomiewunsch, Weiterentwicklung, Unterstützungsbedarf, Alternativlosigkeit (z. B. Obdachlosigkeit), persönliche Gründe (z. B. Erkrankungen) und finanzielle Ursachen« (Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse/Université du Luxembourg 2015, S. 224–229). Die Mehrheit der jugendlichen Befragten äußert sich in dieser Befragung zufrieden über das Angebot des unterstützten Wohnens und sie heben unter anderem die Vorbereitung auf ein autonomes Leben bei gleichzeitigem »Gefühl von Sicherheit und Zusammenhalt« (ebd., S. 231) als positiv hervor.

Das unterstützende Potenzial von Freundschaften und der Herkunftsfamilie wird wenig in den Blick genommen.

Wenn wir die Interviews der Professionellen im Rahmen des Projektes »Transcare« ansehen, wird deutlich, dass sie junge Erwachsene und ihre Bedürfnisse ganzheitlich in den Blick nehmen möchten, um sie etwa in den Bereichen Ausbildung und Beruf, persönliche und emotionale Entwicklung, Bearbeitung der biografischen und institutionellen Erfahrungen unterstützen zu können. Sie betonen die Wechselwirkungen zwischen diesen Aspekten. Leitend für die Fachkräfte ist die Idee der Handlungsbefähigung, die Hilfe zur Selbsthilfe bei der Realisierung von Zielen. Dabei wird der Stärkung von Autonomie und von selbstbezogener und sozialer Verantwortlichkeit besondere Bedeutung beigemessen. Zu den professionellen Aufgaben gehören für die Interviewten die Unterstützung der *Care Leaver* bei ihrer Zielfindung, wie auch ihre Aktivierung und die damit verbundene Unterstützung und Kontrolle nach Bedarf im Verbund mit anderen Dienstleistern.

Fazit und Ausblick

Die Konstruktionen von *Care Leaver_innen* durch die befragten Professionellen ist Teil des Gewebes, das den



Handlungskontext von jungen Menschen im Übergang aus der institutionellen Erziehung bildet. Die Befragten betonen, dass *Care Leaver_innen* sich aktiv im Kontext des *Leaving Care* positionieren, indem sie Vorstellungen dazu äußern, was sie in Bezug auf ihren Werdegang und eine fachliche Begleitung möchten und was nicht. Diese Positionierung kann auch über Verweigerung oder Nicht-Motivation geschehen. Die häufig genutzte Unterscheidung zwischen motivierten und unmotivierten *Care Leaver_innen* gestaltet die Interaktion zwischen diesen, den begleitenden Professionellen und anderen relevanten Akteur_innen (zum Beispiel potenziellen Arbeitgeber_innen, Vermieter_innen) im Kontext des Übergangs (vgl. Strauss 1968; Levy 1991, S. 88 in Raithelhuber 2011, S. 261). Es können dadurch für die Situation der Jugendlichen ungünstige Dynamiken (oder gar Teufelskreise) entstehen. »Die Motivierten erhalten positive Rückmeldung und einfache Unterstützung durch mit ihrer Arbeit zufriedene Professionelle (Engelskreis), die Unmotivierten treffen auf frustrierte Professionelle (Teufelskreis)« (Jäger et al. 2016, S. 5). Aus fachlicher Sicht stellt sich die Frage, welche Aufträge die unmotivierten *Care Leaver_innen* den Professionellen geben und welche fachlichen und strukturellen Antworten es darauf geben kann, etwa die Frage, ob stärker niedrigschwellige Unterstützungsangebote, die nur ein Minimum an Kooperation von den jungen Menschen abver-

langen, an dieser Stelle hilfreich sind. In der Evaluation eines solchen niedrigschwelligen Angebots kommt Matthias Schwabe zu dem Schluss, dass sich unterschiedliche Gruppen mit unterschiedlichen Bedürfnissen identifizieren lassen: Das Angebot ist also nur für manche passend. Sein Fazit: »kein Setting passt für alle« (Schwabe 2014). Dies sollte auch in der Begleitung von *Care Leaver_innen* Auftrag und Verpflichtung sein.

Für die *Agency* von *Care Leaver_innen* scheint weiterhin der professionelle Fokus auf die Förderung individueller Autonomie bedeutsam. So fällt auf, dass zwar Bezug auf die soziale Einbettung und die

soziale Zugehörigkeit der *Care Leaver_innen* genommen wird, sich Professionelle teilweise aber mehr auf die Förderung der individuellen Unabhängigkeit konzentrieren, als auf eine Stärkung sozialer Ressourcen. Diese erweisen sich aber gerade im Übergang ins Erwachsenenalter als zentral (vgl. Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse/Université du Luxembourg 2015) und sind mit Blick auf staatliche Versorgungslücken und angesichts häufig geringerer familiärer Ressourcen von *Care Leaver_innen* bedeutsam. Ein Verständnis von Autonomieförderung, bei dem ein junger Mensch dazu befähigt werden soll »ganz alleine« (so die Aussage einer Interviewperson) und insbesondere ganz unabhängig vom Staat zu leben, läuft Gefahr, in der Konsequenz die relative Isolation von *Care Leaver_innen* durch professionelles Handeln zu verstärken, statt ihr entgegenzuwirken. So zeigen die Daten, dass das unterstützende Potenzial von Freundschaften und der (erweiterten) Herkunftsfamilie (letztere bei aller Konflikthaftigkeit) wenig in den Blick genommen wird. Dabei stellen sie, so zeigen die Ergebnisse aus 16 retrospektiven biografischen Interviews mit ehemaligen *Care Leaver_innen* im Rahmen von »Transcare«, wesentliche Ressourcen dar, insbesondere wenn es um das Wohnen geht.

Insgesamt lässt sich entlang der Befunde feststellen, dass die befragten Professionellen eine differenzierte Sicht auf *Leaving Care* und auf *Care Leaver_innen* haben.

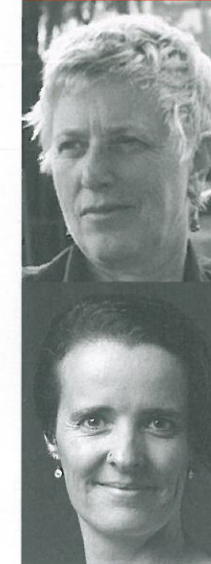
Chancen sehen wir in der dezidierten Vorbereitung auf die Selbstständigkeit über die Vermittlung von Alltagskompetenzen, in der Bereitschaft möglichst flexible Unterstützung zu leisten und so auch Yoyo-Übergänge⁵ zu ermöglichen und zu begleiten. Die Bereitschaft dazu scheint sich über gute Beziehungen zu Professionellen bzw. Pflegefamilie zu vermitteln. Diese förderliche Flexibilität steht so nicht allen *Care Leaver_innen* offen und es stellt sich die Frage, wie sie unabhängiger von spezifischen wohlwollenden Beziehungen und außerordentlichem (das heißt über den beruflichen Auftrag hinausgehendes) Engagement gestaltet werden kann.⁶ Notwendig scheint auch, Möglichkeiten der professionellen Begleitung zu schaffen, wenn *Care Leaver_innen* Dinge tun, die institutionell nicht vorgesehen, die aber wichtig für ihre Entwicklung sind, zum Beispiel wenn sie zum Studieren ins Ausland gehen. Eine deutliche professionelle Herausforderung ist es, heterogene Übergangssituationen zielführend zu gestalten. Hierfür brauchen Professionelle institutionelle Unterstützung, die weniger nach Zuständigkeiten als nach den unterschiedlichen Bedarfen der jungen Menschen im Übergang fragt.

.....
Es ist eine professionelle Herausforderung, heterogene Übergangssituationen zielführend zu gestalten.

Literatur

- Jäger, J. A./Peters, U./Herdte, A.-M. et al. (2016): Übergänge in der Perspektive von Professionellen im Kontext der strukturellen Bedingungen in Luxemburg. Kurzfassung der wichtigsten Ergebnisse einer Befragung von Professionellen, die Übergänge von Jugendlichen in die Selbstständigkeit begleiten. Projekt TransCare. Luxemburg: Universität Luxemburg.
- Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse/Université du Luxembourg (Hrsg.) (2015): Rapport national sur la situation de la jeunesse au Luxembourg 2015. La transition de l'adolescence vers l'âge adulte/Nationaler Bericht zur Situation der Jugend in Luxemburg 2015. Übergänge vom Jugend- ins Erwachsenenalter. Luxemburg: Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse/Université du Luxembourg.
- Peters, U./Jäger, J. A. (2016): Beziehungen – Liens Relationnels. Realitäten, Perspektiven, Grenzen – réalités, perspectives et limites. Bericht zu einer Befragung von Mitarbeiterinnen und Jugendlichen bei Solidarité Jeunes 2016. Luxemburg: Universität Luxemburg.
- Raithelhuber, E. (2011): Übergänge und Agency. Eine sozialtheoretische Reflexion des Lebenslaufkonzeptes. Opladen, Berlin und Farmington Hills: Budrich UniPress.
- Stauber, B./Walther, A. (2002). Junge Erwachsene. In: Schröder, W./Struck, N./Wolff, M. (Hrsg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim: Juventa, S. 113–147.

Zur Person



Ulla Peters, Assoc. Prof. Dr., arbeitet seit 2003 als Soziologin an der Universität Luxemburg. Sie hat sich in den letzten 10 Jahren mit der Kinder- und Jugendhilfe in Luxemburg und deren Veränderungen beschäftigt u. a. mit Fragen der Qualitäts- und Organisationsentwicklung.

Julia A. Jäger, Dipl.-Psych., wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Luxemburg von 2012 bis 2017 und freie Supervisorin & Coach (DGSv/DFP) und Organisationsberaterin.

- Schwabe, M. (2014): Systemsprenger/innen sind unterschiedlich und brauchen unterschiedliche sozialpädagogische Settings undhaltungen. In: Sozialmagazin 39, H. 10, S. 52–59.
- Stein, M. (2006): Research Review: Young people leaving care. Child and Family Social Work 11, H. 3, S. 273–279.
- Strauss A. L. (1968). Some Neglected Properties of Status Passage. In H. S. Becker, B. Geer, D. Riesman, & R. S. Weiss (Eds.), *Institutions and the Person* (pp. 262–271). Place: Publisher.

- 1 Dieses Projekt wird durch den luxemburgischen Fonds National de la Recherche (Laufzeit 2015–2019; Fördernummer: C14/SC/7837180/TransCare/Karl) gefördert.
- 2 Eine detaillierte Darstellung der Befunde findet sich bei Jäger et al. 2016.
- 3 Inzwischen scheint sich aufgrund der fachlichen Diskussionen rund um die starke Fokussierung auf Autonomie der Begriff Zukunftsprojekt (projet d'avenir) als angemessener zu etablieren.
- 4 Hierunter fallen – so der Nationale Jugendbericht 2015 – betreutes Wohnen als Teil der Kinder- und Jugendhilfe von Trägern wie Arcus oder von Caritas Jeunes et Famille und »Wohnen mit Ansprechpartner« (Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse/Université du Luxembourg 2015, S. 225) – zum Beispiel die Wunnéngshëllef).
- 5 Mit diesem Begriff bezeichnen B. Stauber und A. Walther (2002) den Befund der Forschung zu Übergängen in Beruf, dass Jugendliche nicht gradlinig einen Weg verfolgen, sondern Umwege nehmen und auch manchmal wieder an den Punkt zurückkommen, von dem sie gestartet sind (etwa eine abgebrochene Schulausbildung beenden).
- 6 In einer Befragung der Fachkräfte des Trägers Solidarité Jeunes wurde deutlich, dass die Nachsorge nach dem Übergang aus einem Heim oder einer betreuten Wohnung nicht strukturell vorgesehen und so an das persönliche Engagement der Professionellen gebunden ist (vgl. Peters/Jäger 2016).

Der Leaving Care-Prozess aus der Sicht einer jugendpsychiatrischen Klinik

In diesem Beitrag betrachten Christopher Goepel, Anita Brück und Fabrice Mousel Leaving-Care-Prozesse aus der Sicht der stationären Kinder- und Jugendpsychiatrie in Luxemburg. Neben institutionellen Aspekten der Rückführung wird dabei insbesondere auf Fragen des Unterstützungsbedarfs nach erfolgter Rückführung eingegangen.

Von Christopher Goepel, Anita Brück und Fabrice Mousel

Die Rückführung von Kindern und Jugendlichen nach einer vollstationären Maßnahme der Jugendhilfe oder aus individualpädagogischen Einzelmaßnahmen ist sowohl für die betroffenen Personen bzw. ihre Familien als auch für die beteiligten Fachkräfte eine fachliche Herausforderung. Der richtige Zeitpunkt der Rückführung, ihre Vorbereitung und Umsetzung, Überlegungen zum idealen Aufenthaltsort der Kinder und Jugendlichen nach ihrer Rückführung, beispielsweise Herkunftsfamilie oder niedrigschwelligere Folgemaßnahmen der Jugendhilfe, sowie Überlegungen zu schulischen oder beruflichen Perspektiven sind Gegenstand meist langwieriger und komplexer Diskussionen zwischen dem beteiligten Helfersystem, den betroffenen Personen und deren Familien.

.....
Das Gericht kann die Einweisung des Jugendlichen ohne Anhörung in eine Einrichtung anordnen.
.....

Nationale oder internationale Studien (z.B. Lening/Winkelmann 2014; Kindler/Lillig 2004), welche sich mit den Vorhersagefaktoren für eine gelungene Rückführung befassen, sind spärlich, so dass Fragen hinsichtlich relevanter Einflussfaktoren unzureichend geklärt sind.

Aufgrund der Besonderheiten des nationalen Systems der Jugendhilfe sowie der spezifischen juristischen Rahmenbedingungen in Luxemburg – welche sich zurzeit noch sehr von denen in Deutschland bestehenden Vorgehensweisen unterscheiden – soll zunächst auf die Situation der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Luxemburg eingegangen werden (vgl. zur Diskussion in Deutschland etwa AGJ 2015; exemplarisch LVR 2018).

Institutionelle Bedingungen in Luxemburg

Erst in den letzten 20 Jahren erfolgte im Großherzogtum eine Dezentralisierung der Psychiatrie, gleichzeitig aber auch eine Spezialisierung. Die Aufteilung in Erwachsenenpsychiatrie und Jugendpsychiatrie, welche sich auch international durchgesetzt hatte, wurde erst in den 90er Jahren mit der Eröffnung einer ersten kinderpsychiatrischen Klinik umgesetzt.



Die stationäre jugendpsychiatrische Pflichtversorgung für Jugendliche ab dem 14. bis zum 18. Lebensjahr für das gesamte Gebiet des Großherzogtums Luxemburg wird seit 2003 durch die nationale Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie sichergestellt. Mittlerweile erfolgte eine Erweiterung auf 23 Betten. Die Einrichtung unterscheidet sich nicht erheblich von Kliniken mit vergleichbarem Versorgungsauftrag in Deutschland, insbesondere was den Anteil von männlichen und weiblichen Jugendlichen mit einem heterogenen Symptomcluster mit mehrheitlich dissozialen, impulsiven und delinquenten Symptomen betrifft (BAG 2009).

Aus historischen Gründen sind im Großherzogtum Luxemburg das Jugendgericht und der ihm unterstehende Jugendschutz eng mit der stationären Heimfürsorge verbunden. Das Jugendgericht hat die Möglichkeit die Eltern von der Ausübung der elterlichen Sorge auszuschließen, wenn – wie es damals im Gesetz zum Jugendschutz von 1939 (Loi du 2 août 1939 sur la protection de l'enfance) hieß – »die Gesundheit, Sicherheit und die Moral ihres Kindes gefährdet ist« (Artikel 3). Das Jugendgericht kann im Grunde durch jede Person oder Institution (z. B. Schule etc.) in Luxemburg durch eine Meldung (ein sogenanntes »Signalement«) auf eine vermeintliche Aufsichts- oder Erziehungspflichtverletzung hingewiesen werden. Das bedeutet, das Gericht soll die Möglichkeit haben, Gefährdungen schon im Anfangsstadium zu erkennen, um einhaltgebende Maßnahmen ergreifen zu können. Die verhängten Maßnahmen sind auf eine möglichst frühe Intervention ausgerichtet, die dahinterstehenden Problematiken oder Bedürfnisse der Familien sind meist zweitrangig.

.....
Institutionen vergleichbar mit den deutschen Jugendämtern existierten bis vor sieben Jahren nicht.

Das Gericht kann die Einweisung des Jugendlichen ohne Anhörung in eine Einrichtung der stationären Jugendhilfe, in die zwei staatlichen Erziehungsanstalten, in eine spezielle Abteilung im Gefängnis oder in die Kliniken für Kinder- und Jugendpsychiatrie anordnen. Auch die Belassung im häuslichen Milieu unter bestimmten Auflagen (regelmäßiger Schulbesuch, ambulante psychotherapeutische Behandlung), welche regelmäßig überprüft werden, ist möglich. Erwähnenswert ist darüber hinaus, dass die Eltern im Falle einer jugendrichterlichen Entscheidung ihr Sorgerecht verlieren und eine jugend-

richterliche Zuständigkeit bis zum 18. Lebensjahr des Jugendlichen besteht.

Das System der stationären Jugendhilfe wird stark von jugendgerichtlichen Zuweisungen und juristischen Prozeduren dominiert. Institutionen vergleichbar mit den deutschen Jugendämtern, welche die wesentlich differenzierten freiwilligen Hilfen zur Erziehung vermitteln, finanzieren und begleiten, existierten bis vor sieben Jahren nicht. Die Einrichtung einer nationalen Koordinationsstelle (»Office national de l'enfance«, ONE, loi du 16 décembre 2008 relative à l'aide à l'enfance et à la famille, AEF) zur Vermittlung familienbezogener Hilfen führte 2011 zu einer Veränderung der Hilfelandschaft (vgl. hierzu Lunz/Jäger sowie Herdtle in diesem Heft). Der ONE muss sich aber in den Fällen, in denen sowohl das Gericht als auch das Hilfesystem tätig sind, den Entscheidungen des Jugendgerichts unterordnen und diesem zuarbeiten, was aufgrund der unterschiedlichen Funktionslogiken nicht immer problemlos verläuft.

Übergänge von jugendpsychiatrischen Settings in die Jugendhilfe

Diagnostik, Therapie und Einschätzung des Betreuungsbedarfs

Der medizinische Fachbereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist in besonderer Weise mit Übergängen befasst. In nicht wenigen Fällen geht ein meist längerer Aufenthalt in einer Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie einer Übernahme des Jugendlichen in eine Maßnahme der stationären Jugendhilfe voraus (nach interner Erfassung bis ca. 10 % der stationär aufgenommenen Patient_innen). Die Aufnahme erfolgt meist freiwillig (auf Wunsch der Eltern) beziehungsweise bei 15 % der aufgenommenen Patient_innen (nach klinikinterner Erhebung) aufgrund einer Gefährdung oder drohenden Gefährdung des Kindeswohls auf Anordnung des Jugendgerichts.

.....
Das hohe Maß an Außensteuerung geben vielen Jugendlichen die Empfindung von Selbstwirksamkeit.

Um der Komplexität kinder- und jugendpsychiatrischer Störungen gerecht zu werden, erfolgt nach umfassender Auftragserteilung die Diagnosestellung, welche nach einem multiaxialen Klassifikationssystem (MAS)

neben medizinischen Symptomen auch intellektuelle Ressourcen, körperlichen Befunde sowie psychosozial relevante Belastungen berücksichtigt. All diese Faktoren modellieren den Verlauf psychischer Erkrankungen in dem Sinne, dass in der Regel das zusätzliche Auftreten solcher Belastungen zu einer ungünstigen Prognose und einem erhöhten Hilfebedarf führt. Gerade im Zusammenhang mit expansiven Störungsbildern, also bei Jugendlichen, bei denen es zu einem Ausagieren im Sinne von aggressivem, impulsivem und ungesteuertem oder auch delinquentem Verhalten kommt, ist im stationären Rahmen eine deutlich wahrnehmbare Verhaltensänderung sichtbar. Diese resultiert aber meist aus einer kurzfristigen Anpassungsleistung der Jugendlichen an die personalintensiven und hoch strukturierenden Bedingungen einer stationären psychiatrischen Abteilung. Das hohe Maß an Außensteuerung und Aufsicht, konsistenter Umgang in Konfliktsituationen sowie implementierte psychotherapeutische und medikamentöse Maßnahmen zur besseren Selbstregulation und Eigensteuerung geben vielen Jugendlichen erstmals seit langer Zeit ein Erfolgsgefühl und die Empfindung von Selbstwirksamkeit.

Die Notwendigkeit pädagogischer Hilfen im Anschluss an den Klinikaufenthalt wird frühzeitig während der stationären Behandlungsphase thematisiert. Gerade Jugendliche mit schweren und in der Regel schon seit der Kindheit andauernden dissozialen Verhaltensproblemen und begleitenden emotionalen Regulationsproblemen mit Defiziten bei der sozialen Integration benötigen häufig zur Festigung und Ausweitung der Behandlungseffekte auch nach dem stationären Aufenthalt stabile und verlässliche pädagogische Rahmenbedingungen. Eine unmittelbare Rückkehr der Jugendlichen in ein – meist psychosozial erheblich belastetes familiäres Umfeld – kann zu einem Wiederauftreten unerwünschter Verhaltensweisen und zu einer erzieherischen Überforderung der Haupterziehungspersonen führen.

.....
Die Klinik in Luxemburg tritt frühzeitig in eine Prozessdiagnostik mit den Familien ein.

Der Klinikaufenthalt ermöglicht es deshalb, mit dem Jugendlichen und seiner Familie über notwendige, den Jugendlichen in seiner zukünftigen Entwicklung unterstützenden, pädagogischen Rahmenbedingungen beziehungsweise Voraussetzungen nach dem Klinikaufenthalt

ins Gespräch zu kommen und Anschlussmaßnahmen zu thematisieren.

Praktische Umsetzung pädagogischer Folgemaßnahmen

Die therapeutische Hinführung und Diskussion von Möglichkeiten einer sich anschließenden Maßnahme der Jugendhilfe ist ein Thema der Gespräche mit den Jugendlichen beziehungsweise ihrem familiären Umfeld und orientiert sich an den spezifischen pädagogischen Bedürfnissen der Jugendlichen, wie zum Beispiel an der Frage der Beziehungsfähigkeit, Gruppenfähigkeit, dem Ausmaß an expansiver Problematik (wie Aggressivität, Weglauftendenzen) aber auch konkreten Risiken (zum Beispiel Substanzmissbrauch, Promiskuität etc.).

Für die nachstationäre Unterbringung und pädagogische Förderung kommen intensivpädagogische stationäre Aufenthalte in pädagogischen Einrichtungen, welche meist mit den Besonderheiten expansiver Jugendlicher (also solche mit eher ausagierenden aggressiven und dissozialen Verhaltensweisen) beider Geschlechter befasst sind, aber auch in Einzelfällen individualpädagogische Maßnahmen im europäischen Ausland in Frage. Die Orientierung von Jugendlichen mit ausgeprägten dissozialen Störungen erfolgt – trotz intensiver Bemühungen unterschiedliche inländische Hilfeformen auszubauen – aufgrund fehlender Einrichtungen oft noch in stationäre (auch fakultativ geschlossene) intensivpädagogische Einrichtungen im angrenzenden Ausland (meist Deutschland oder Belgien).

Ziel dieser aufwendigen und meist mehrjährigen pädagogischen Hilfen ist es, die bei den Jugendlichen mit meist expansiven Störungen eher ungünstige Prognose, soweit möglich, positiv zu beeinflussen beziehungsweise durch günstige und stabile Umfeldbedingungen die Entwicklung des einzelnen Jugendlichen positiv zu beeinflussen. Gerade bei der Erwägung fakultativ geschlossener Einrichtungen bei schwerer Dissozialität und einem beginnenden oder drohenden Abgleiten in psychosozial gefährdende Lebensumstände orientiert sich eine solche Entscheidung einerseits ethisch an der Aufstiegs- und Werthierarchie des Kindes von körperlicher, seelischer und geistiger Unversehrtheit. Andererseits ist zu berücksichtigen, dass im Rahmen der Umsetzung einer fakultativ geschlossenen Unterbringung die Freiheit der Person gegenüber ihrem Schutz vor dem Hintergrund der ungünstigen Prognose zurücktritt.

Da die Einschätzung für oder gegen eine Anschlussmaßnahme der Jugendhilfe beziehungsweise noch viel

mehr zur Frage einer geschlossenen oder nicht geschlossenen Unterbringung eine in die Zukunft gerichtete Prognose enthält, muss diese immer eine individuelle klinische Voraussage darstellen und sich nicht allein auf statistische Erfahrungswerte stützen. Mit Blick auf die Auswahl einer sich an den stationären psychiatrischen Aufenthalt anschließenden qualifizierten Folgemaßnahme der Jugendhilfe hat sich die Klinik in Luxemburg aus jugendpsychiatrischer Sicht dazu entschlossen, schon frühzeitig bei der Indikationsstellung und bei der Vorbereitung des Übergangs in eine Prozessdiagnostik mit den jugendlichen Patient_innen und ihren Familien einzutreten.

.....
Widerstände gegen Hilfemaßnahmen sollten aufgegriffen und vor dem Hintergrund möglicher Alternativen diskutiert werden.

Die therapeutische Vorbereitung der Jugendlichen und ihrer Familien nimmt in dieser Phase einen großen Raum ein. Je besser die Jugendlichen und ihr familiäres Umfeld die Notwendigkeit und Erwartungen einer Anschlussmaßnahme nachvollziehen können, desto eher können sie sich auf solche Maßnahmen einlassen beziehungsweise desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie davon profitieren. Eine zustimmende und unterstützende Haltung des familiären Umfelds in Bezug auf eine solche Hilfemaßnahme und die konsistente Einstellung des professionellen Hilfesystems wirkt sich positiv auf Jugendliche in der Phase der Entscheidungsfindung aus.

.....
Das Sorgerecht bleibt formal oft bei der Klinik in der Person des Klinikdirektors und wird durch den Sozialdienst ausgeführt.

Die Thematisierung einer möglichen Hilfemaßnahme sollte behutsam und sachlich erfolgen beziehungsweise die bei Eltern und Jugendlichen aufkommenden Gefühle (zum Beispiel Schuld, Versagen, Ängste etc.) berücksichtigen. Widerstände gegen Hilfemaßnahmen seitens der Jugendlichen oder ihre Familien sollten aufgegriffen und vor dem Hintergrund möglicher Alternativen und faktischer wie rechtlicher Gegebenheiten diskutiert werden, um eine Ablehnung zu vermeiden.

Ziel dieses Vorgehens ist, über die Herstellung von Transparenz die Bereitschaft der Jugendlichen und ihres

familiären Umfeldes für die anvisierte Maßnahme herauszuarbeiten, diese fortwährend zu stärken und auch in der sensiblen Phase der Umsetzung aufrechtzuerhalten.

Begleitung der Jugendlichen im nachklinischen pädagogischen Prozess

Der Übergang der Jugendlichen aus der Kinder- und Jugendpsychiatrie in eine pädagogische Folgeeinrichtung beziehungsweise in ein individualpädagogisches Projekt geschieht in der Regel durch Begleitung eines Mitarbeiters_einer Mitarbeiterin des Sozialdienstes beziehungsweise mit den Eltern. Als Besonderheit des Gesetzes zum Jugendschutz im Großherzogtum Luxemburg werden Jugendliche, sofern sie auf jugendrichterlichen Beschluss in die jugendpsychiatrische Klinik gelangt sind, juristisch in die sich anschließende pädagogische Maßnahme »beurlaubt«. Die Tatsache, dass die Jugendpsychiatrie nach Entlassung aus dem stationären Umfeld weiterhin am Hilfeprozess beteiligt ist, ist beispielsweise in Deutschland nicht üblich.

Das Sorgerecht bleibt in diesen Fällen formal oft bei der abgebenden Klinik in der Person des Klinikdirektors und wird in der alltäglichen Praxis durch Mitarbeiter_innen des Sozialdienstes ausgeführt. Diese Mitarbeiter_innen halten als »Sorgeberechtigte« den Kontakt zum_zur für die jeweiligen Jugendlichen zuständig bleibenden Jugendrichter_in. Die Mitarbeiter_innen des Sozialdienstes informieren das Gericht über aktuelle Überlegungen und Entwicklungen der Jugendlichen. Sie begleiten auch die Eltern – gerade in der Anfangssituation – zu Hilfeplangesprächen und stehen als Ansprechpartner_innen für sie zur Verfügung. Diese Funktion kann gerade in schwierigen Zeiten des Hilfeplanprozesses dazu beitragen, die Akzeptanz der Eltern für die Maßnahme zu stärken oder aufrechtzuerhalten, bei Konflikten und Missverständnissen zwischen Einrichtung und Eltern zu vermitteln oder auch bei Schwierigkeiten einzugreifen. Die Mitarbeiter_innen stehen der Einrichtung auch weiter als Ansprechpartner_innen zur Verfügung, um die Besonderheiten der rechtlichen Prozeduren in Luxemburg zu verdeutlichen oder bei Bedarf zwischen Einrichtung und nationalem Kostenträger zu vermitteln.

Vorbereitung und Umsetzung eines Übergangs

In Anlehnung an die deutsche Hilfeplanung erfolgen mindestens einmal (idealerweise zweimal im Jahr) Hilfesgespräche mit allen am Hilfeprozess Beteiligten, in denen ein Austausch über den Verlauf der Maßnahme und ihre Wirksamkeit erfolgt. Es wird dabei auch frühzeitig über die Einleitung des Rückführungs- beziehungsweise

des *Leaving Care*-Prozesses diskutiert, und es werden Bedingungen für die Rückkehr definiert sowie vorbereitende Maßnahmen zur Wiedereingliederung der Jugendlichen getroffen.

Für den *Leaving Care*-Prozess der begleiteten Jugendlichen ergeben sich dabei zwei Hauptpfade, um die aktuelle Hilfemaßnahme zu verlassen. Es handelt sich dabei um einen Übergang aus dem aktuellen Hilfesystem, der durch das definitive Verlassen des institutionellen Kontextes (meist ins Herkunftsmilieu, in eine eigene Wohnung oder zum Lebenspartner_zur Lebenspartnerin) gekennzeichnet ist. Die andere Möglichkeit besteht in einem Übergang aus der aktuellen in eine – meist niedrigschwelligere – institutionelle Hilfemaßnahme, beispielsweise in Formen des betreuten Wohnens.

.....
Wesentlich ist, mit den Jugendlichen ihre Zustimmung für eine sich anschließende Betreuungsform herauszuarbeiten.

Gerade die Frage des Zeitpunktes einer ins Auge zu fassenden Rückführung des Jugendlichen, welche auch in der Literatur noch nicht eindeutig beantwortet ist (z. B. Lengning/Winkelmann 2014), führt oft zu Kontroversen zwischen den Fachkräften und den Jugendlichen beziehungsweise ihren Angehörigen. In den oben beschriebenen

Konstellationen besteht seitens unserer Einrichtung der Kinder- und Jugendpsychiatrie eine mehr als zehnjährige Erfahrung im Umgang mit *Care Leavern* aus intensivpädagogischen Einrichtungen oder individualpädagogischen Maßnahmen. Die Rückführung orientiert sich in der Praxis meist an die von den Jugendlichen im pädagogischen Umfeld erreichten Entwicklungsschritte, welche eindeutig und transparent operationalisiert werden sollten, des sich daran anschließenden Bedarfs an pädagogischer Unterstützung, dem Wunsch der Jugendlichen, den faktischen Gegebenheiten (wie zum Beispiel freie Kapazitäten in pädagogischen Folgemaßnahmen) sowie der Bereitschaft und der Stabilität des familiären Umfeldes bei einer unmittelbaren Rückkehr ins familiäre Umfeld.

Der Rückführungsprozess beinhaltet neben der Vorbereitung und Umsetzung des Überganges in das neue Lebensumfeld und der Klärung konkreter Schul- und Ausbildungsperspektiven auch zahlreiche juristische und administrative Aspekte (zum Beispiel Aufhebung der richterlichen Platzierung in der vorherigen pädagogischen Hilfsmaßnahme oder Beantragung von Folgehilfen bei Kostenträgern). Wesentlich ist dabei, mit den an der Grenze zu Volljährigkeit stehenden Jugendlichen ihre Zustimmung für eine sich anschließende Betreuungsform herauszuarbeiten und sie zu ermutigen, auch eigene Haltungen gegenüber den Erwartungen des familiären Umfeldes (meist nach Rückkehr dorthin) zu vertreten.



©Gerty Images.com/Martina (Bei abgebildeten Personen handelt es sich um Modelle.)

Gerade auch mit den Eltern gilt es, bestehende Schuldgefühle (zum Beispiel das eigene Kind »abgegeben« zu haben oder es abgeben zu müssen) und die sich daraus ableitenden bzw. meist idealisierten Wünsche nach Wiederaufnahme eines »normalen Familienlebens« nach Rückkehr ihres Kindes sowie die Möglichkeit des Scheiterns offen anzusprechen.

.....
Gelegentlich helfen längere Aufenthalte im angestrebten Umfeld, um eigene Wünsche und Erwartungen zu überprüfen.

Der für die Beendigung der Maßnahme und den Übergang ins Auge gefasste Zeitraum sollte sich an der Erreichung von Entwicklungszielen (zum Beispiel Gruppenfähigkeit, Erreichen von schulischen Zwischenzielen, Entwicklung von realistischen Zukunftsperspektiven) des einzelnen Jugendlichen und weniger an starren zeitlichen Vorgaben orientieren. Die langjährige Erfahrung bei der Begleitung von Hilfeprozessen bei Jugendlichen mit mehrheitlich expansiven Störungen in Jugendhilfemaßnahmen zeigt, wie sinnvoll eine ergebnisoffene und langfristig im Voraus geplante Vorbereitung des Rückführungsprozesses aus der Hilfemaßnahme ist. Im Verlauf der Hilfemaßnahme wird nämlich oft deutlich, dass sich die im Vorfeld vom Jugendlichen und seiner Familie ins Auge gefasste Rückkehr in den häuslichen Rahmen aufgrund der dort wenig veränderten psychosozialen Bedingungen pessimistischer darstellt als vermutet.

Gelegentlich helfen den Jugendlichen und ihren Familien »Realitätskontrollen« (zum Beispiel im Hinblick auf Autonomie, Selbstständigkeit, Harmonie im häuslichen Milieu) im Vorfeld einer Rückführung, also längere Aufenthalte der Jugendlichen im angestrebten Umfeld wie zum Beispiel mehrwöchige Aufenthalte der Jugendlichen während der Ferien bei ihren Familien oder ausbildungsvorbereitende Praktika, um eigene Wünsche und Erwartungen an das Gelingen einer Rückkehr ins häusliche Milieu zu überprüfen.

Um einen genaueren Aufschluss über die Ressourcen des vom Jugendlichen gewünschten Zielumfeldes (also in der Regel das Elternhaus) zu erhalten, werden in der von der Kinder- und Jugendpsychiatrie durchgeführten Rückführung die Eltern frühzeitig mit in die Verantwortung gezogen, entsprechende Schulen, Ausbildungsplätze, therapeutische Betreuung oder ambulante Hilfen zu sondieren bzw. anzufragen. Im Rahmen dieser Vorbereitung lassen sich konkrete Vorstellungen zur Belastbarkeit des

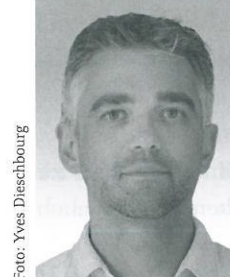
Zur Person



Christopher Goepel, Dr. med., Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie, ist seit 2003 Service National de Psychiatrie Juvenile Luxembourg (nationaler Dienst für Jugendpsychiatrie).



Anita Brück, Service National de Psychiatrie Juvenile Luxembourg (nationaler Dienst für Jugendpsychiatrie).



Fabrice Mousel, Service National de Psychiatrie Juvenile Luxembourg (nationaler Dienst für Jugendpsychiatrie).

aufnehmenden Umfeldes gewinnen. Oftmals erfolgt jedoch keine unmittelbare Rückführung in das Ursprungsmilieu, weil die besonderen pädagogischen Bedürfnisse der Jugendlichen und die Ressourcen des familiären Umfeldes nicht in Einklang zu bringen sind.

.....
Etwa 20 % der Jugendlichen ziehen eine Rückkehr ins Herkunftsmilieu einem Übergang innerhalb des institutionellen Systems vor.

Die Vorbereitung und begleitende Umsetzung anderer, weniger strukturierter und intensiver pädagogischer Hilfeformen, kann den sich meist an der Grenze zur Volljährigkeit befindenden jungen Erwachsenen nur auf freiwilliger Basis angeboten werden.

Bei einer nicht unerheblichen Zahl der von der Kinder- und Jugendpsychiatrie begleiteten Hilfeverläufen (nach klinikinternen Erhebungen bis zu 20 %) ziehen die Jugendlichen nach Beendigung der Hilfemaßnahme –

trotz gegenteiliger professioneller Einschätzungen – eine Rückkehr ins Herkunftsmilieu (oder in andere nicht-institutionalisierte Wohnformen wie der Einzug beim Partner etc.) einem Übergang innerhalb des institutionellen Systems (zum Beispiel in betreute Wohnformen) vor. Teils beruht diese Entscheidung auf dem Wunsch der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, nach einer Phase der gelegentlich als einschränkend erlebten institutionellen Erziehung die eigene Lebensvorstellung umzusetzen.

.....
Die Jugendlichen und ihr familiäres Umfeld müssen von Beginn an transparent und wertschätzend eingebunden werden.

Ein Teil der Jugendlichen am Übergang zum Erwachsenenalter entscheidet sich nach dort erlebten Schwierigkeiten (zum Beispiel Wiederauftreten von überwunden geglaubten Beziehungsstörungen mit Eltern oder anderen Familienmitgliedern) eine niedrigschwelligere pädagogische, außerfamiliäre Hilfemaßnahme (»betreutes Wohnen«) in Anspruch zu nehmen. Gerade bei der Rückführung der in Einrichtungen der stationären Jugendhilfe und in individualpädagogischen Maßnahmen im Ausland untergebrachten Jugendlichen nach Luxemburg müssen in der Vorbereitung auch Unterschiede der Schul- und Ausbildungssysteme bei der Fortsetzung der Schul- oder Ausbildungskarriere in Luxemburg sowie die sprachlichen Kompetenzen der Jugendlichen berücksichtigt werden (Stellenwert der französischen Sprache im Berufsalltag von Luxemburg bzw. unzureichende Französischkenntnisse bei mehrjährigem Aufenthalt des Jugendlichen in einer Jugendhilfeeinrichtung in Deutschland).

Die professionelle Begleitung des *Leaving Care*-Prozesses setzt neben der Berücksichtigung der individuellen Lage und der Bedürfnisse der Jugendlichen umfassende Kenntnisse der bestehenden inländischen wie ausländischen pädagogischen Hilfemaßnahmen, der verschiedenen Rückführungsmöglichkeiten und -bedingungen, sowie der Schul- und Ausbildungsmöglichkeiten voraus. Kooperationsformen mit Partnern der nationalen Jugendhilfe beziehungsweise transparente und vertrauensvolle Beziehungen mit dem Kostenträger von pädagogischen Maßnahmen (zum Beispiel ONE) sind dabei hilfreich.

Fazit

Aufgrund der spezifischen nationalen Besonderheiten ist die luxemburgische Kinder- und Jugendpsychiatrie in be-

sonderer Weise mit *Leaving Care*-Prozessen der ihr anvertrauten Jugendlichen befasst.

Bei der Bestimmung des eventuellen nachstationären pädagogischen Hilfebedarfs von Jugendlichen während eines stationären Aufenthaltes in der Jugendpsychiatrie beziehungsweise den anschließenden Maßnahmen nach der Rückführung müssen die betroffenen Jugendlichen und ihr familiäres Umfeld von Beginn an transparent und wertschätzend eingebunden werden. Das Ansprechen von Sorgen, Widerständen und Schuldgefühlen bei Eltern und Jugendlichen im Rahmen einer intensiven Vorbereitungsbegleitung ist notwendig, um die Bereitschaft und Akzeptanz für eine solche einschneidende Maßnahme zu erreichen.

Allgemein verbindliche Kriterien für den angemessenen Zeitpunkt einer Rückführung aus einer stationären oder individualpädagogischen Maßnahme existieren nicht. Das praktische Vorgehen sollte sich an eigenen institutionellen Erfahrungswerten und den Besonderheiten des Einzelfalls unter Berücksichtigung des aktuellen Autonomielevels der Jugendlichen sowie ihren Vorstellungen, Wünschen und Bedürfnissen orientieren.

Literatur

- Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe, AGJ (2015): Junge Menschen an der Schnittstelle von Kinder- und Jugendpsychiatrie und Kinder- und Jugendhilfe. Empfehlungen der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ zur Entwicklung gemeinsamer Eckpunkte der Zusammenarbeit beider Systeme. www.agj.de/fileadmin/files/positionen/2015/Kinder-_und_Jugendpsychiatrie_und_KJH_.pdf (Abruf 9.2.2018).
- Bundesarbeitsgemeinschaft der leitenden Klinikärzte für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie e.V. (BAG) (Hrsg.) (2009): Zielsetzungs-/Orientierungsdaten Kinder- und Jugendpsychiatrischer Kliniken und Abteilungen in der Bundesrepublik Deutschland.
- Kindler, H./Lillig, S. (2004): Psychologische Kriterien bei Entscheidungen über eine Rückführung von Pflegekindern nach einer früheren Kindeswohlgefährdung. In: Praxis der Rechtspsychologie 14, H. 2, S. 368–397.
- Landschaftsverband Rheinland (LVR) (2018): Verbundkooperation Kinder- und Jugendpsychiatrie. Kooperation zwischen Kinder- und Jugendpsychiatrie und Kinder- und Jugendhilfe. www.lvr.de/de/nav_main/kliniken/verbundzentrale/frderundmodellprojekte/anreizundmodellprogramme/verbundkooperationkinderundjugendpsychiatrie/verbundkooperationkinderundjugendpsychiatrie_2.jsp (Abruf 9.2.2018).
- Lengning A./Winkelmann S. (2014): Kriterien für eine (gelingende) Rückführung aus der Fremdplatzierung und der Prozess der Rückführung. In: Praxis der Rechtspsychologie 24, H. 2, S. 407–426.
- Loi du 2 août 1939 sur la protection de l'enfance, Mémorial A n°54 de 1939, Grand-Duché de Luxembourg.
- Loi du 16 décembre 2008 relative à l'aide à l'enfance et à la famille, Mémorial A n° 192 de 2008, Grand-Duché de Luxembourg.

Leaving Care und Handlungsbefähigung



Kristin Teuber leitet seit 2015 das Sozialpädagogische Institut des SOS-Kinderdorf e.V. in München. Mit Michael Böwer von der Katholischen Hochschule NRW spricht sie über Care Leaver_innen und die Erziehung zur Handlungsbefähigung, die zentral ist, um einen gelingenden Übergang in das selbständige Erwachsenenleben zu gestalten.

Sozialmagazin: Frau Dr. Teuber, der Träger SOS-Kinderdorf ist in 133 Ländern aktiv und gerade auch in Deutschland einer der größeren Träger. Was muss man sich unter dem SOS-Kinderdorf e.V. hierzulande vorstellen und was macht das Besondere eines Kinderdorfes aus?

Kristin Teuber: Der SOS-Kinderdorf e.V. betreibt bundesweit 28 Einrichtungen, die stationäre Erziehungshilfen (§ 34 SGB VIII) und Hilfen für junge Volljährige (§ 41 SGB VIII) anbieten: von Kinderdorffamilien über verschiedene Wohngruppen für Kinder oder Jugendliche bis hin zum betreuten Wohnen. Insgesamt werden 1.300 Mädchen und Jungen betreut. Die SOS-Kinderdörfer stellen Lebensorte für junge Menschen zur Verfügung, die nicht in ihren Herkunftsfamilien aufwachsen können. In der Betreuung wird viel Wert auf Familialität und Gemeinschaft gelegt. Dies gilt insbesondere für Kinderdorffamilien, aber auch für Wohngruppen. Kinderdorfmütter respektive -väter leben mit fünf bis sechs Mädchen und Jungen zusammen. Im Alltag werden sie von weiteren pädagogischen Fachkräften unterstützt. Es ist für die Fachkräfte tägliche Aufgabe und Herausforderung, Familialität zu leben und zugleich professionell zu handeln. Sie realisieren ein hohes Maß an Verlässlichkeit und Kontinuität in den pädagogischen Beziehungen und ermöglichen damit eine spezifische Betreuungsqualität.

SM: Sehen Sie mit Blick auf Kinderdorffamilien, die sich selbst ja als »Lebensgemeinschaften« verstehen, eine besondere Notwendigkeit, zum Thema *Leaving Care* zu forschen?

K. T.: Die familial ausgerichtete Betreuung ist konzeptionell mittel- bis langfristig angelegt. Im Vergleich zu anderen Einrichtungen der Erzie-

hungshilfe kommen Mädchen und Jungen früher in ein SOS-Kinderdorf. Das Aufnahmealter liegt im Schnitt bei 10,5 Jahren. Und sie bleiben länger – die durchschnittliche Aufenthaltsdauer beträgt 3,7 Jahre. In eine Kinderdorffamilie werden Kinder im Schnitt sogar schon zwischen 5 und 6 Jahren aufgenommen und bleiben dort im Mittel 5,5 Jahre. Es ist aber durchaus keine Seltenheit, dass ein junger Mensch zehn Jahre und mehr in einem SOS-Kinderdorf lebt. Da liegt es auf der Hand, dass viele Fachkräfte, insbesondere Kinderdorfmütter und -väter, sich über die Betreuungszeit hinaus für die Menschen interessieren, um die sie sich so lange gekümmert haben, und dass sie mit ihnen in Kontakt bleiben.

.....
Care Leaver_innen stehen weniger Möglichkeiten zur Erprobung und Orientierung zur Verfügung.

Die Themen »Ablösung«, »Verselbstständigung« und »Nachbetreuung« begleiten die Diskussionen zum Konzept der Kinderdorffamilien und Wohngruppen sowie deren Weiterentwicklung seit eh und je. Seit vielen Jahren befassen wir uns vereinsintern vor allem mit zwei Themensträngen bzw. Fragebereichen: Was sind förderliche Bedingungen des Aufwachsens in der stationären Erziehungshilfe und wie lassen sich diese in den pädagogischen Institutionen herstellen? Wie verarbeiten die jungen Menschen, die über viele Jahre in einer SOS-Einrichtung aufgewachsen sind, ihre Erfahrung der Heimunterbringung und wie ergeht es ihnen als (junge) Erwachsene im eigenständigen Leben?

SM: Damit sind wir schon mitten im

Thema. Wie sehen Sie die Anforderung an *Care Leaver_innen*?

K. T.: In beiden Fragestellungen ist *Leaving Care* als Thema inbegriffen – gedacht als ein mehrjähriger Prozess, der sich vom Selbstständigwerden während der Betreuungszeit über den Auszug aus der Einrichtung bis in das Erwachsenenleben erstreckt. Alle jungen Menschen brauchen Unterstützung auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit und die Sicherheit, dabei verlässliche Erwachsene an ihrer Seite zu wissen. Dies gilt umso mehr für diejenigen, die in einer Einrichtung der Heimerziehung aufgewachsen sind. Denn sie erleben diesen herausfordernden Übergang ins junge Erwachsenenalter häufig früher und haben ihn unter schwierigeren Bedingungen zu bewältigen als ihre Peers. *Care Leaver_innen* stehen in der Regel unter einem erheblichen Zeitdruck, wenn sie mit 18 oder 19 Jahren ausziehen müssen. Sie können auf weniger Unterstützung zurückgreifen und ihnen stehen auch weniger Möglichkeiten zur Erprobung und Orientierung zur Verfügung, um zwischen Schule und Ausbildung bzw. Studium für sie passende Entscheidungen zu treffen.

SM: Warum beschäftigt sich SOS-Kinderdorf e.V. als der Träger der Kinder- und Jugendhilfe mit dem Thema *Leaving Care*?

K. T.: Die öffentliche Fachdiskussion, die inzwischen seit einigen Jahren in Deutschland geführt wird, hat erheblich dazu beigetragen, dass der Situation von *Care Leaver_innen* in allen Lebensbereichen mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Es war längst überfällig, dass die Frage nach einer guten Heimerziehung auf die Zeit nach dem Hilfeeende ausgedehnt wurde. Die *Leaving Care*-Debatte hat uns als Jugendhilfeträger zum einen darin bestärkt, das Selbstständigwer-

den als besondere Entwicklungszeit mehr in den Blick zu nehmen und Konzepte für die Verselbstständigung und die Begleitung im Übergang fortzuschreiben. Zum anderen hat sie uns dazu angeregt, die eigenen Forschungsfragen zu schärfen. Die SOS-Längsschnittstudie dreht sich unter anderem darum, wie Jugendliche in den Einrichtungen ihre Vorbereitung auf die Selbstständigkeit erleben, was sie für einen guten Übergang in die Eigenständigkeit brauchen, welche Faktoren sich positiv darauf auswirken, als junge Erwachsene Fuß zu fassen, und wie sie auf ihre Zeit in der Einrichtung zurückschauen.

SM: In Ihrer Studie befragen Sie Kinder ab zwölf Jahren und Jugendliche in Kinderdorffamilien und Wohngruppen, Fachkräfte und *Care Leaver_innen*. Wie gehen Sie dabei vor?

K. T.: Die »SOS-Längsschnittstudie zur Handlungsbefähigung junger Menschen auf dem Weg in die Eigenständigkeit« läuft seit dem Jahr 2014. Unser Partner dabei ist das Institut für Praxisforschung und Projektberatung – kurz IPP – in München. Sie befasst sich mit dem Aufwachsen junger Menschen in der Heimerziehung sowie ihrem Übergang in die Selbstständigkeit und nimmt dabei auch den Werdegang von ehemaligen SOS-Betreuten in den Blick. Zu diesem Zweck werden in regelmäßig wiederkehrenden Befragungen Daten zu verschiedenen Themen erhoben. Eine besondere Rolle spielt dabei die Handlungsbefähigung als eine wichtige Ressource für die eigenständige Lebensführung. In der Studie kommen zwei Erhebungsmethoden zum Einsatz: schriftliche Befragungen und Interviews. Alle zwei Jahre wird eine quantitative Befragung (Fragebogen) durch-

geführt. Sie richtet sich an alle Jugendlichen ab zwölf Jahren, die in SOS-Kinderdorffamilien und Wohngruppen leben, an die zuständigen Fachkräfte sowie an junge Erwachsene, die aus einer SOS-Einrichtung ausgezogen sind.

In der Zeitspanne zwischen den Fragebogenerhebungen finden Interviews statt mit ausgewählten Jugendlichen in SOS-Einrichtungen und ihren Bezugsbetreuer_innen sowie mit SOS-Care Leaver_innen. In diesen vertiefenden Gesprächen geht es um Entwicklungsverläufe und -bedingungen, insbesondere in Bezug auf die Handlungsbefähigung, die Betreuungs- und Lebenssituation, sowie um den Rückblick auf die Zeit in der SOS-Einrichtung und den Übergang in die Selbstständigkeit.

.....
In der Verselbstständigung kristallisiert sich heraus, wer eigenständig leben kann.
.....

SM: Wurden die *Care-Receiver_innen* und die *Care Leaver_innen* in der Konzeption und in der Diskussion der Studie beteiligt?

K. T.: Die Studie ist nicht als partizipative Forschung im engen Sinn angelegt, bei der Betroffene in der Konzeption und der Umsetzung des Projektes mitwirken. Es sind jedoch viele inhaltliche Anregungen aus Gesprächen mit *Care Leaver_innen* von SOS-Einrichtungen und anderen Jugendhilfeträgern in die Fragestellungen eingeflossen. Unerlässlich ist es für uns, die betreffenden Menschen selbst zu Wort kommen zu lassen. Wir denken darüber nach, *Care Leaver_innen* als Peer-Researcher in den Erhebungsprozess einzubinden, nicht zuletzt, um noch mehr Ehemalige zu erreichen und befragen zu können. Wir pla-

nen auch, Forschungsergebnisse mit *Care Leaver_innen* zu diskutieren.

SM: Was haben Sie herausgefunden?

K. T.: Für alle Jugendlichen in den Einrichtungen ist der Übergang in die Selbstständigkeit spätestens ab dem Alter von 15 oder 16 Jahren ein Thema. Es wird nicht zuletzt in den Hilfeplangesprächen mit dem Jugendamt an sie herangetragen. Zudem erleben sie das Hilfeende bzw. den Abschied von Älteren bereits mit und beobachten, wie diese den Übergang bewältigen. Und sie haben zunehmend Verantwortung für ihre eigenen Belange zu übernehmen, erhalten sukzessive weniger Betreuung und nehmen an Angeboten im Rahmen der Verselbstständigung teil. Die Verselbstständigung ist die Kristallisationsphase, in der sich zeigt, ob (junge) Menschen fähig sind, eigenständig zu leben.

SM: Wie schätzen die *Care-Receiver_innen* ihre Situation und den bevorstehenden Übergang ein?

K. T.: Die Jugendlichen sehen ihrem Auszug mit Erreichen der Volljährigkeit unterschiedlich entgegen: Manche freuen sich darauf und verbinden mit dem bevorstehenden Übergang ein erstrebenswertes Maß an Freiheit. Sie fühlen sich bereit und insgesamt gewachsen, den Schritt in das selbstständige Leben zu gehen. Eine weitere Gruppe begegnet dem Übergang mit gemischten Gefühlen. Diese jungen Menschen sehen ihn einerseits als zeitlich stimmig an und sind sich andererseits unsicher, ob sie mit den Herausforderungen in den verschiedenen Lebensbereichen zurechtkommen werden. Eine Reihe von Jugendlichen empfindet das Hilfeende mit 18 Jahren allerdings wie einen »Rauswurf aus dem Nest«. Sie erleben den Übergang als tiefen Einschnitt, als von außen gesetztes

Ende, das in Widerspruch zu ihrer empfundenen Lebenssituation steht. Sie haben meist Angst vor dem Alleinsein und wünschen sich mehr Unterstützung, als sie vermutlich bekommen werden.

SM: Welche besonderen Herausforderungen stellen die *Care Leaver_innen* in Bezug auf ihren Übergang heraus?

K. T.: Insgesamt betrachten die befragten Jugendlichen den Verselbstständigungsprozess eher dann als Chance, wenn es ihnen zuvor gelungen ist, Zugehörigkeits- und Geborgenheitsgefühle zu entwickeln, wenn sie auf dieser Basis relativ selbstbewusst mit ihrer Situation umgehen können und sich die nächsten Schritte in die Selbstständigkeit zutrauen. Es kommt stark darauf an, ob der Prozess für die jungen Menschen transparent ist, ob sie wissen, was auf sie zukommt, warum sie schon ausziehen müssen und wo sie künftig Unterstützung bekommen, wenn sie diese benötigen. Die Gewissheit, im Kinderdorf auch nach dem Auszug noch mit Rückhalt und Hilfe rechnen zu können, trägt essenziell zu diesem Zutrauen bei.

.....
Rund 30 % der Befragten geben an, ihre Verselbstständigung sei nicht optimal gelaufen.
.....

Von den SOS-Care-Leaver_innen wissen wir, dass sie den Übergang in die Eigenständigkeit insbesondere dann als positiv erleben, wenn sie Einfluss auf dessen Planung und Gestaltung und vor allem auf den Zeitpunkt des Auszugs hatten. Die Bewertung des Übergangs ins Erwachsenenleben im Nachhinein hängt positiv zusammen mit der Bewertung der aktuel-

len Lebenssituation. Rund die Hälfte von denen, die wir befragt haben, sagen, sie fühlten sich ausreichend vorbereitet, sie konnten mitsprechen und sie wurden im Übergang gut begleitet. Diese jungen Erwachsenen beurteilen ihre aktuelle Lebenssituation insgesamt eher positiv. Sie fühlen sich in einigen Lebensbereichen relativ stabil und blicken optimistisch und zuversichtlich in die Zukunft. Sie scheinen mit einer Portion Zuversicht in die Eigenständigkeit gestartet zu sein.

Rund 30 % der Befragten geben an, ihre Verselbstständigung sei nicht optimal gelaufen; sie konnten sich nicht so einbringen und mitbestimmen, wie sie es gerne getan hätten. Es sei zwar in Ordnung gewesen, auszu ziehen, aber sie bräuchten noch Unterstützung in einigen Bereichen. Diese *Care-Leaver_innen* befinden sich in der Orientierungsphase: Sie haben bislang keine klare Perspektive für ihren Lebensweg entwickeln können. Sie brauchen und wollen eine weitere Begleitung nach dem Auszug. Und etwa ein Fünftel gibt an, mit dem Übergang überfordert zu sein. Diese Personen haben in mehreren Lebensbereichen (Schule, Ausbildung, soziale Kontakte, psychosoziale Belastungen) ernst zu nehmende Schwierigkeiten, die sie nicht allein bewältigen können. Sie benötigen erhebliche Unterstützung, um zurechtkommen.

SM: Fachkräfte sehen ja manchmal die Dinge etwas skeptischer. Weicht die Sicht der *Care Leaver_innen* von denen der Fachkräfte ab, und wenn ja, inwiefern?

K. T.: Die pädagogischen Fachkräfte beschreiben die Verselbstständigungsphase und die Begleitung Heranwachsender im Übergang als ambivalente Herausforderung: eine zwischen Sorge und Verantwortung.

Eine von uns durchgeführte Befragung in über 100 SOS-Kinderdorffamilien zeigte, dass sich einige Erzieher_innen im Kontext von Leaving Care belastet fühlen. Sie sollen die jungen Menschen »fit machen« und werden daran gemessen, ob dies gelingt. Sie kennen die *Care Leaver_innen* gut und sehen, ob diese schon bereit sind für den Schritt in die Eigenständigkeit. Und tatsächlich schätzen insbesondere Kinderdorfmütter und -väter die Verselbstständigung kritischer ein als die *Care Leaver_innen* selbst. Mehr als die Hälfte der Befragten äußert hier große Bedenken. In ihren Augen mündet die Betreuung in den Kinderdorffamilien öfters nicht in eine erfolgreiche Verselbstständigung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Es fällt den Fachkräften besonders schwer, junge Erwachsene zu entlassen, wenn diese noch nicht die persönliche Reife für ein eigenständiges Leben haben oder ihre Zukunftsperspektiven relativ unklar sind.

.....
Handlungsbefähigung ist eine übergeordnete Fähigkeit, die Menschen dabei hilft, Chancen zu nutzen.
.....

Zugleich ziehen die Fachkräfte Befriedigung und Anerkennung aus ihrer Arbeit, wenn die Ehemaligen mit der eigenständigen Lebensführung gut zurechtkommen. 90 % der Kinderdorfmütter und -väter fühlen sich nach dem Betreuungsende weiter persönlich für die *Care Leaver_innen* verantwortlich – aus eigenem Antrieb und aus innerer Überzeugung. Damit lösen sie einerseits das implizite Kontinuitätsversprechen einer familialen Betreuung ein Stück weit ein. Andererseits empfinden sie die

individuell getragene Langzeitverantwortung als anstrengend.

SM: Ein herausragender Begriff in Ihrer Studie ist die Handlungsbefähigung, die *Care Leaver_innen* und vielleicht auch schon *Care-Receiver_innen* entwickeln sollen. Was genau verstehen Sie darunter?

K. T.: In unserer Praxisforschung fassen wir unter dem Begriff Handlungsbefähigung all das, was Menschen zu einem selbstständigen Leben befähigt. Zur Vorbereitung darauf müssen Jugendliche natürlich viele instrumentelle Kompetenzen entwickeln: einen eigenen Haushalt führen, mit Geld umgehen können oder für die eigene Gesundheit sorgen, Beziehungen pflegen und sich selbst ein kleines Netzwerk aufbauen mit Menschen, denen man sich verbunden fühlt. Handlungsbefähigung geht jedoch darüber hinaus. Sie ist eine übergeordnete personale Fähigkeit, die Menschen dabei hilft, Chancen für sich zu erkennen und zu nutzen, Ressourcen dafür zu aktivieren und insgesamt dem Leben zuversichtlich zu begegnen. Dadurch sind sie eher in der Lage, schwierige Situationen als bewältigbare Herausforderungen anzusehen, Anforderungen eher selbstbewusst, neugierig und optimistisch anzugehen, neue Gestaltungsmöglichkeiten für sich zu erschließen und mit Ambivalenzen und Unvorhergesehenem umzugehen. Es macht einen großen Unterschied, ob ich als *Care Leaver_in* weiß, was auf mich zukommt, und die Zuversicht habe, das meistern zu können, oder nicht.

Drei Konzepte bilden die Grundlage für das Konstrukt Handlungsbefähigung. Die Ausbildung von Handlungsbefähigung ist unter anderem von der Erfahrung abhängig, im eigenen Leben etwas bewirken zu können – also von Selbstwirksamkeit. Es geht um die Überzeugung, dass das Leben

sinnvoll, verständlich und handhabbar ist – das heißt um Kohärenzsinn. Und es geht um Resilienz, das heißt um Schutzfaktoren, die es ermöglichen, schwierige Lebenssituationen zu überstehen. Diese menschlichen Widerstandsressourcen sind theoretisch gut beschrieben und empirisch belegt. Auf der Grundlage der drei Forschungsstränge haben wir in unserer Studie einen Fragebogen entwickelt, der die Handlungsbefähigung genauer erfasst. Unsere theoretische Annahme war, dass junge Menschen, die Handlungsbefähigung in diesem Sinne für sich gut entwickeln konnten, den Übergang ins Erwachsenenleben besser bewältigen.

.....
Als Mensch brauche ich Gewissheit, dass ich irgendwo dazugehöre und gewollt bin.

In der empirischen Erhebung hat sich gezeigt, dass die befragten Jugendlichen im Durchschnitt in allen drei Bereichen deutlich niedrigere Werte haben als Menschen aus Vergleichsstichproben, die nicht in der stationären Hilfe aufgewachsen sind. Sie scheinen in jungen Jahren insgesamt weniger positive Erfahrungen gemacht zu haben, selbstwirksam zu sein, schwierige Situationen gut bewältigt zu haben oder Dinge einzuordnen, die ihnen in ihrem Leben passiert sind. Besonders deutlich hat sich gezeigt, dass die Jugendlichen in den SOS-Einrichtungen ein eher schwach ausgeprägtes Kohärenzgefühl haben. Wir gehen davon aus, dass sich in dem Befund Erfahrungen von Enttäuschung und Benachteiligung ebenso niederschlagen wie ein mangelndes Vertrauen in die Umwelt und in sich selbst sowie die Unsicherheit darüber, wie es in Zukunft weitergehen wird.

Ein gut ausgeprägtes Kohärenzgefühl lässt sich daran erkennen, ob ein (junger) Mensch eigene wichtige Ziele benennen kann, sich dafür engagiert und Anstrengungen an sich positiv bewertet (Sinnhaftigkeit), ob er Zusammenhänge in der eigenen Biografie versteht und etwa auch über schwierige Ereignisse von früher erzählen kann (Verstehbarkeit) und ob er einen für sich positiven Umgang mit Stresssituationen und Angst gefunden hat, es wichtig findet, sich mit eigenen Beiträgen einzubringen und insgesamt der Auffassung ist, selbst etwas bewegen zu können (Handhabbarkeit).

Im Zuge der Erhebung wurde auch deutlich, dass Zugehörigkeit eine wichtige Dimension der Handlungsbefähigung ist. Als Mensch brauche ich die Gewissheit, dass ich irgendwo dazugehöre und gewollt bin, wo ich Anerkennung, Liebe, Orientierung bekomme. Ein ausgeprägtes Zugehörigkeitsgefühl und die Einbindung in eine Gemeinschaft sind die Basis dafür, sich in Beziehungen zu erleben, sich zu erproben und letztlich mit zunehmender Selbstständigkeit zu lernen, Beziehungen eigenständig zu gestalten – eine Entwicklungsaufgabe des Jugendalters. Diese Erfahrungen geben Sicherheit und helfen dabei, sich beim Erwachsenwerden Stück für Stück lösen zu können. Ein stabiles Zugehörigkeitsgefühl zeigt sich darin, dass man sich in ein soziales Netzwerk eingebunden, als Teil einer Gemeinschaft fühlt bzw. sich auf Menschen verlassen kann, die einen unterstützen.

SM: Sind Sie in Ihrer Forschung von der Hypothese ausgegangen, dass sich Handlungsbefähigung als Ergebnis der pädagogischen Arbeit in den Schilderungen der *Care Leaver_innen* wiederfinden lässt?

K. T.: Die befragten Jugendlichen be-

schreiben ihre SOS-Einrichtung recht häufig als einen Ort der Geborgenheit und Sicherheit, an dem sie selbstverständlich Kontakte zu anderen (jungen) Menschen pflegen sowie eine enge Beziehung zur Hauptbetreuungsperson haben. Empirisch hat sich zudem Folgendes gezeigt: Es besteht ein enger Zusammenhang von Zugehörigkeit und Wohlbefinden. SOS-Jugendliche fühlen sich am wohlsten, wenn sie sich in der Kinderdorffamilie oder Wohngruppe und zugleich in ihrer Herkunftsfamilie zugehörig fühlen, also wenn sie für sich eine doppelte Zugehörigkeit empfinden und diese ohne Loyalitätskonflikte leben können. Dies trifft für etwa ein Viertel der Befragten zu. Die Doppelzugehörigkeit scheint außerdem mit einer ausgeprägteren Handlungsbefähigung einherzugehen. Umgekehrt lässt sich also sagen, dass die Zugehörigkeitskonstruktion von Heranwachsenden in einem Kinderdorf eine wichtige Grundlage für die Entwicklung ihrer Handlungsbefähigung darstellt.

.....
Instrumentelle Kompetenzen sind unerlässlich, aber sie stärken Jugendliche nicht unbedingt in ihrer Persönlichkeit.

Was lässt sich noch zur Entwicklung von Handlungsbefähigung sagen? Sie hängt positiv zusammen mit dem subjektiven Gesundheitsempfinden und der aktuellen Lebenszufriedenheit. Also je mehr Handlungsbefähigung ein junger Mensch entwickeln konnte, desto wohler, gesünder und zufriedener fühlt er sich. Übrigens werden die Jugendlichen mit gut entwickelter Handlungsbefähigung von ihren Betreuungspersonen als weniger belastet eingeschätzt, und sie sehen sich selbst ebenfalls so.

SM: Woran kann man erkennen, ob junge Menschen Handlungsbefähigung in professionellen Hilfesettings entwickeln konnten?

K. T.: Aus den Antworten unserer quantitativen Erhebungen lässt sich auch herauslesen, dass die Jugendlichen ihre Handlungsbefähigung vor allem dann weiterentwickeln, wenn sie die alterstypischen Entwicklungsaufgaben gut bewältigen oder andere für sie wichtige Themen klären können, wenn sie Teillübergänge meistern, etwa die Schule beenden und eine Ausbildung beginnen. Sich allein die oben bereits erwähnten instrumentellen Kompetenzen (Kochen, Waschen, Putzen etc.) anzueignen, wirkt sich hingegen weit weniger auf die Handlungsbefähigung aus. Diese sind unerlässlich für eine selbstständige Lebensführung, aber sie stärken die Jugendlichen nicht unbedingt in ihrer Persönlichkeit.

SM: Welche Konsequenzen haben die Ergebnisse für die pädagogische Arbeit im SOS-Kinderdorf e.V.?

K. T.: Junge Menschen, die in einer Einrichtung der Erziehungshilfe leben, befinden sich noch in der Entwicklung. Im Kern geht es darum, Bedingungen im pädagogischen Alltag eines Kinderdorfes zu schaffen, in denen es ihnen gelingt, für sich Handlungsbefähigung zu entwickeln. Es ist also die Aufgabe von Fachkräften, in diesem Sinne institutionelle Anregungs- und Entwicklungsräume zur Verfügung stellen. Denn Handlungsbefähigung ist keine angeborene Eigenschaft, sondern sie wird sozialisatorisch erworben und institutionell ermöglicht.

Gerade Kinder und Jugendliche, die in prekären Lebenslagen aufgewachsen sind, brauchen vielfältige Chancen, sich als Person auszuprobieren, ihre Ideen, Vorlieben und Talente zu entfalten. Sie brauchen Anregung,

Ermutigung und Unterstützung, um einen eigenen Lebensentwurf zu entwickeln und Optionen, diese zu realisieren. Eigene Vorstellungen realisieren zu können, setzt auch voraus, sich zwischen verschiedenen Optionen für ein eigenständiges Leben entscheiden zu können. Das Gemeinschaftserleben (Zugehörigkeit) und die Verselbstständigung sind zwei zentrale pädagogische Prozesse, die dafür viele Ansatzpunkte bieten.

.....
Entscheidend ist, dass jeweils geschaut wird, welche Unterstützung die oder der Jugendliche benötigt.

Erlebte Zugehörigkeit und Gemeinschaftserfahrung ermöglichen dann Entwicklung, wenn junge Menschen individuelle Optionen bekommen, sich zugehörig zu fühlen und sie gleichzeitig dazu befähigt werden, soziale Beziehungen selbstbestimmt zu führen – zu Peers in und außerhalb der Einrichtung, zu Fachkräften sowie zu ihrer Herkunftsfamilie. Es ist die pädagogische Aufgabe, soziale Integration und das Erlernen einer eigenständigen Beziehungsgestaltung gleichermaßen zu fördern.

Für die Verselbstständigung, die zum *Leaving Care*-Prozess gehört, haben die SOS-Einrichtungen unterschiedliche Konzepte und bieten verschiedene Formen des Wohnens und der Begleitung im Übergang an. Entscheidend dabei ist, dass jeweils geschaut wird, welche Unterstützung die oder der Jugendliche benötigt. Verselbstständigung ist nicht als lineare Entwicklung zu sehen, sondern es gehören Fortschritte wie Überforderungen dazu, sodass die Hilfe im Einzelfall an die jeweilige Situation anzupassen ist. Die jungen Menschen sind die Akteure ihrer

Entwicklung. Für sie ist es deshalb besonders relevant, dass sie verschiedene Optionen haben und vor allem, dass sie mitbestimmen können, wie der Prozess ihres Selbstständigwerdens abläuft. Sie können nur die Schritte in die Eigenständigkeit gehen, die sie sich auch zutrauen. Neben dem Rückhalt durch ein verlässliches Beziehungs- und Unterstützungsangebot sind es allem voran eigene Gestaltungsspielräume, die es jungen Menschen ermöglichen, ihren Weg in Richtung Eigenständigkeit zu gehen.

Handlungsbefähigung lässt sich allem voran durch Beteiligung stärken. Inzwischen ist vielfach belegt, dass Beteiligung als grundlegendes pädagogisches Prinzip die Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen fördert. Die gilt insbesondere für das Selbstwirksamkeitserleben und das Kohärenzgefühl, also wenn junge Menschen in ihrem Leben Sinn erkennen und Zusammenhänge verstehen sowie Probleme und Herausforderungen meistern können.

SM: Partizipation ist ja seit langem ein wichtiger Aspekt stationärer Hilfen. Was kann Beteiligung erreichen?

K. T.: Beteiligungsprozesse tragen dazu bei, gemeinsame Ziele zu formulieren – also einen »gemeinsamen Sinn« herzustellen – Vorgänge transparent und verstehbar zu machen und durch aktives Mitgestalten und Mitbestimmen Selbstwirksamkeit zu erleben. An dieser Stelle möchte ich den Aspekt der Transparenz hervorheben, obwohl er an sich bei Beteiligung impliziert ist. Gerade in der Zeit der Betreuung muss für junge Menschen transparent gemacht werden, was in ihrem Leben passiert, warum sie in der Einrichtung sind und warum sie aus ihrer Herkunftsfamilie herausgenommen wurden. Wenn sie

das Geschehene für sich einordnen und annehmen können, kommen sie an ihrem neuen Lebensort an und können sich für Neues öffnen. Dafür sind Ansätze der Biografiearbeit sehr hilfreich.

Beteiligung ist hier nicht nur im Sinne eines Auswählens von vorgegebenen Möglichkeiten oder als rein formale Beteiligungsmöglichkeiten zu verstehen. Vielmehr geht es um Beteiligung als Lern- und Entwicklungsprozess für die eigene Lebensgestaltung – auch im Sinne eines (Selbst-)Bildungsprozesses. Wenn Beteiligungsansätze jungen Menschen ermöglichen, weitreichende Gestaltungserfahrungen zu machen, können sie dabei Handlungsbefähigung entwickeln.

.....
Konzepte, Strukturen und Ressourcen müssen ständig weiterentwickelt werden.

SM: Und was bedeutet das für Prozesse des *Leaving Care*?

K. T.: Häufig machen junge Menschen in einer Kinderdorffamilie oder Wohngruppe erstmals die Erfahrung, sich beteiligen zu können, Dinge zu ihrer eigenen Sache zu machen und ihr Leben mitzugestalten. Diese Erfahrungen sind essenziell für den späteren *Leaving Care*-Prozess.

Als Jugendhilfeträger mit einem familialen Betreuungsangebot steht SOS-Kinderdorf insgesamt in der Verantwortung, gut funktionierende Strukturen für *Leaving Care*-Prozesse zur Verfügung zu stellen. Damit sind konzeptionelle, organisatorische und finanzielle Herausforderungen verbunden, die noch nicht alle eingelöst sind. Ein wichtiger Aspekt besteht nicht zuletzt darin, die Kinderdorfmütter oder -väter von ih-

rer persönlichen Langzeitverantwortung ein Stück weit zu entlasten und für die Begleitung von *Care Leaver_innen* Systemverantwortung auszubauen. Wir sehen die Nachbetreuung als wesentliches Qualitätsmerkmal des Aufwachsens im Kinderdorf. Konzepte, Strukturen und Ressourcen müssen dafür kontinuierlich weiterentwickelt werden.

SM: Was können andere Träger vollstationärer Hilfen daraus lernen?

K. T.: Auch wenn Kinderdörfer Institutionen mit Eigenheiten und besonderen Möglichkeiten sind, lassen sich Erkenntnisse aus der SOS-Längsschnittstudie auf andere Einrichtungen der Heimerziehung übertragen. Handlungsbefähigung ist zwar nicht die einzige, aber eine wichtige Ressource, um ein selbstständiges Leben zu führen. Damit ist sie bedeutsam für den *Leaving Care*-Prozess. Schon der 13. Kinder- und Jugendbericht sieht die Steigerung der Selbstwirksamkeit und des Kohärenzgefühls als vorrangige Zielsetzungen für eine nachhaltige Kinder- und Jugendhilfe. Das SGB VIII betont im Paragraph 1 das Recht junger Menschen auf Förderung zu einer gemeinschaftsfähigen und eigenverantwortlichen Persönlichkeit. Die Erfahrung von Gemeinschaft als Zugehörigkeit sowie die Verselbstständigung schließen daran als die zwei zentralen pädagogischen Prozesse in der stationären Erziehungshilfe an. Nicht zuletzt ist Beteiligung als das entscheidende Handlungsprinzip allseits anerkannt. Somit sind in der Erziehungshilfe grundlegende Anknüpfungspunkte für das Konzept Handlungsbefähigung gegeben.

Ich denke, die stationäre Erziehungshilfe kann zu mehr Chancengerechtigkeit für junge Menschen aus benachteiligten Lebenskontexten beitragen, wenn sie ihnen Orte zur

Verfügung stellt, die sie ermutigen und befähigen, ein Leben nach ihren Vorstellungen zu entwerfen und sich dabei zu erproben: objektive Übungsmöglichkeiten als Lernfeld, die sich unter Mitsprache subjektiv gestalten lassen. Sie müsste dann aber auch die Lebensentwürfe, die auf diese Weise entstehen, anerkennen und Jugendlichen dabei helfen, Ressourcen für deren Realisierung zu erschließen.

SM: Haben Sie als Forscher_innen und als Institut, die die Praxis gut kennen, konkrete Anliegen oder Forderungen an die neue Bundesfamilienministerin und die Bundesregierung?

K. T.: Die Politik kann sehr wohl etwas für *Care Leaver_innen* tun. Grundsätzlich gilt es, die Belange dieser jungen Menschen gut im Blick zu behalten. Neben den Bemühungen in der frühkindlichen Bildung und im Kinderschutz drohen sie immer wieder ins Hintertreffen zu geraten. Es sind vor allem vier Aspekte, die helfen würden, *Care Leaver_innen* im Übergang gut zu begleiten – wie an anderer Stelle schon vielfach gefordert wurde. Der Rechtsanspruch auf Hilfen für junge Volljährige nach §41 SGB VIII sollte regelfest mindestens bis zum 23. Lebensjahr gelten. Leistungen im Einzelfall bis zum 27. Lebensjahr müssen weiter möglich bleiben, denn es gibt eine Reihe von jungen Erwachsenen, die diese benötigen. Eine mit Blick auf die tatsächlichen Bedarfe der Jugendlichen frühzeitige Beendigung von Hilfen mit Erreichen der Volljährigkeit ließe sich zudem mit einer Prüf- und Darlegungsverpflichtung durch das Jugendamt verknüpfen, wie sie Sievers und Kolleginnen unlängst auch für Deutschland vorschlugen. Diese Regelungen für junge Volljährige müssen auch für diejenigen greifen, die mit unter 18 Jahren noch keine Hilfe zur Erzie-

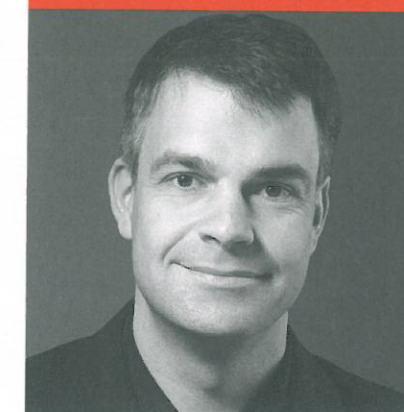
Zur Person



Dr. Kristin Teuber, Dipl.-Psych., ist seit 2015 Leiterin des Sozialpädagogischen Instituts des SOS-Kinderdorf e.V., München.

Foto: Annika Klauer

Zur Person



Michael Böwer, Prof. Dr., ist Professor an der Katholischen Hochschule NRW, Abteilung Paderborn und Teil des Redaktionskreises des Sozialmagazins.

Foto: privat

hung erhalten haben. Wir würden es zudem sehr begrüßen, das Recht auf ombudtschaftliche Beratung für junge Volljährige im SGB VIII zu verankern. Man weiß, dass Ombudsstellen gerade *Care Leaver_innen* erfolgreich dabei unterstützen, ihr Recht auf Hilfe durchzusetzen. Es ist deshalb erforderlich, dass diese bundesweit gestärkt und ausgebaut werden. Und außerdem ist dringend die rechtskreisübergreifende Zusammenarbeit in Bezug auf Leistungen nach SGB II, III und VIII bei der Begleitung von *Care Leaver_innen* in die Selbstständigkeit zu verbessern. Das ist ein vielschichtiges Thema, nicht zuletzt, weil die Sozialleistungssysteme unterschiedlichen Logiken folgen. Klar müsste sein, dass bei einem Zuständigkeitswechsel vom Jugendamt etwa zum Jobcenter die Bestimmungen aus dem SGB VIII solange ihre Gültigkeit behalten, bis verlässliche finanzielle Anschlusshilfen über den anderen Sozialleistungsträger sichergestellt sind. Und insbesondere sind die Sanktionen für unter 25-Jährige endlich aus dem SGB II zu streichen. Studien und Erfahrungen aus

der Praxis zeigen, dass sie keine positive Wirkung auf die Vermittlung in Arbeit entfalten.

Liebe Frau Teuber, herzlichen Dank für das Gespräch!

Literatur

- Höfer, R./Sievi, Y./Straus, F. et al. (2017): Verwirklichungschance SOS-Kinderdorf. Handlungsbefähigung und Wege in die Selbstständigkeit. Opladen, Berlin und Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Rudeck, R./Sierwald, W./Strobel-Dümer, C. (2015): Leben und Arbeiten in der SOS-Kinderdorffamilie. Hrsg. vom Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V. München: Endbericht (unveröff.).
- Sierwald, W./Straus, F. (2015): Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen junger Menschen – empirische Studien in SOS-Kinderdörfern und –Jugendeinrichtungen. Forum Erziehungshilfen 4, S. 226–227.
- Sievers, B./Thomas, S./Zeller, M. (2015): Jugendhilfe – und dann? Zur Gestaltung der Übergänge junger Erwachsener aus stationären Erziehungshilfen. Ein Arbeitsbuch. Frankfurt am Main: IGfH-Verlag.

Weiterführende Informationen finden Sie unter: www.sos-kinderdorf.de/paedagogik (Bereich Praxisforschung)

Leaving Care in der Schweiz

Die Thematisierung von Übergängen aus der stationären Jugendhilfe ins Erwachsenenalter hat in den letzten Jahren in fachlichen Diskursen in der Schweiz zugenommen. Angela Rein richtet Schlaglichter auf die Lebenslage von Care Leaver_innen und skizziert die Strukturen des Jugendhilfe- sowie des Übergangssystems. Daraus leitet sie fachliche Schlussfolgerungen zu notwendigen Konsequenzen für die Schweizer Situation ab.

Von Angela Rein

Der Begriff *Care Leaver_in* hat sich international etabliert für junge Menschen, die eine gewisse Zeit ihres Lebens in der stationären Erziehungshilfe oder in einer Pflegefamilie gelebt haben und sich im Übergang ins Erwachsenenalter befinden. Dabei wird in den Forschungen herausgestellt, dass *Care Leaver_innen* im Vergleich zu ihren Peers international in vielen Lebensbereichen benachteiligt sind und es trotz großer

Variationen der Hilfesysteme insgesamt nur unzureichende Unterstützungsangebote für *Care Leaver_innen* gibt (Mendes/Snow 2016). Gleichzeitig haben sich in vielen Ländern *Care Leaver_innen* Netzwerke etabliert, die sich selbstorganiert für die eigenen Belange einsetzen (Mangold 2015 sowie Köngeter/Zeller und Lunz et al. in diesem Heft).

Die Thematisierung von Übergängen aus der stationären Jugendhilfe und der Familienpflege¹ ins Erwachsenenalter hat in den letzten Jahren auch in fachlichen Dis-

kursen in der Schweiz zugenommen. Darauf verweisen unter anderem eine zunehmende Zahl an Fachartikeln (beispielsweise Gabriel/Stohler 2008; Rein 2016a; Schaffner/Rein 2014) oder auch Fachtagungen. Es ist zu beobachten, dass eine Bezugnahme zu internationalen Debatten rund um *Leaving Care* stattfindet. Durch die Anlehnung an internationale Diskurse und die Bezeichnung von jungen Menschen mit Jugendhilfeeferfahrungen im Übergang ins Erwachsenenalter als *Care Leaver_innen*, soll auf die strukturellen Hürden und die daraus resultierenden Problemlagen aufmerksam gemacht werden, vor denen die jungen Erwachsenen stehen. Gleichzeitig bietet die internationale Einbettung auch die Möglichkeit, an bereits bestehende Forschungsbefunde und fachliche Perspektiven anzuknüpfen und danach zu fragen, welche Bedeutung diese für die Schweiz haben.

Im Folgenden werden Schlaglichter auf die Lebenslage von *Care Leaver_innen* in der Schweiz gerichtet und die Strukturen des Jugendhilfe- sowie des Übergangssystems diskutiert, um danach zu fragen, welche fachlichen Schlussfolgerungen sich dadurch ergeben.

Lebensphase Leaving Care in der Schweiz

Die Schweizer Längsschnittstudie TREE (Transitionen von der Erstausbildung ins Erwerbsleben) zu Übergangsvläufen in Ausbildung und Arbeit macht deutlich, dass der Normalvorstellung eines linearen Bildungsverlaufes zunehmend diskontinuierliche Verläufe gegenüberstehen. Dabei besteht ein Zusammenhang zwischen Diskontinuitäten im Bildungs- und Ausbildungsverlauf und der Gefahr, das Bildungssystem vorzeitig und ohne Abschluss zu verlassen (Meyer 2016). *Care Leaver_innen* gelten international als »Bildungsverlierer_innen« (Pothmann 2007) und ihre Übergänge in Berufsbildung und Arbeit entsprechen oftmals nicht gesellschaftlichen Normalvorstellungen, was das Risiko gesellschaftlicher Exklusion für sie erhöht (Berridge 2012). Die TREE Studie verweist weiterhin darauf, dass Gender, Migrationserfahrungen sowie soziale Herkunft benachteiligende Auswirkungen haben in Bezug auf Übergänge in Arbeit und hier diskriminierende Effekte bestehen (Imdorf 2014). *Care Leaver_innen* können also einerseits aufgrund ihrer oftmals etwas verlängerten Bildungs- und Ausbildungswege als benachteiligt bezeichnet werden. Andererseits sind *Care Leaver_innen* aber keine homogene Gruppe, sondern ihre Positionierung ergibt sich erst in der Überlagerung verschiedener Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse. Weiter gibt es Hinweise, dass im Kontext von Jugendhilfeangeboten ebenfalls Differenzen hervorge-

bracht werden, wenn beispielsweise Behinderungen diagnostiziert werden, um Angebote oder Anschlusslösungen für Adressat_innen der Jugendhilfe bereithalten zu können (Rein 2016b). Dadurch entsteht für *Care Leaver_innen* die biografische Herausforderung, in Bezug auf die oftmals negativen Zuschreibungen und Problemkonstruktionen Handlungsstrategien zu entwickeln (Rein 2016a).

Es besteht kein nationales Kinder- und Jugendhilfegesetz.

Hilfesysteme für Care Leaver_innen in der Schweiz

Kennzeichnend für das System der Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz ist die Fragmentierung durch die föderale Struktur des Landes (Schnurr 2016). So besteht eine Gewaltenteilung zwischen dem Bund, den 26 Kantonen sowie den 2255 Gemeinden. Weiterhin wird die Fragmentierung noch durch die Mehrsprachigkeit des Landes verstärkt (Bundeskanzlei 2017). In der Folge besteht kein nationales Kinder- und Jugendhilfegesetz. Die rechtlichen Grundlagen für Platzierungen von Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe oder Familienpflege finden sich in mehreren Bundesgesetzen (insbesondere Jugendstrafgesetz und Zivilgesetzbuch) sowie in einer Vielzahl von kantonalen Gesetzen und Verordnungen von Gemeinden. Die Verantwortung für das Leistungsangebot sowie die Organisation der Behörden wird auf kantonaler Ebene erbracht (Schnurr 2016).

Für Prozesse des *Leaving Care* folgt daraus, dass diese regional sehr unterschiedlich gerahmt sind. Für die Dauer der gewährten Hilfe in stationären Einrichtungen ist dabei unter anderem ausschlaggebend, auf welcher Gesetzesgrundlage die Entscheidungen hinsichtlich der Unterbringung gefällt werden. Die Invalidenversicherung (IV), die keine Altersbegrenzungen für Hilfen definiert oder das Jugendstrafgesetz (JStG) mit einer Altersgrenze von 22 Jahren, bieten die längsten Platzierungsmöglichkeiten. Im Zusammenhang mit Kindeswohlgefährdung schreibt das Kinderschutzgesetz (ZGB) hingegen in der Regel das Ende der Hilfe mit 18 Jahren fest (Internationale Arbeitsgemeinschaft für Jugendfragen IAGJ 2014; Schaffner/Rein 2014). Dadurch ergibt sich als fachliches Dilemma, dass Jugendliche – je nach Gesetzesgrundlage ihrer Platzierung – in derselben Einrichtung unterschiedlich lange die Hilfe in Anspruch

nehmen können. Da es keine nationale Kinder- und Jugendhilfestatistik gibt, können keine Aussagen darüber getroffen werden, bis zu welchem Alter durchschnittlich Hilfen in Anspruch genommen werden (Schnurr 2012). Die starke Verknüpfung des Hilfeendes mit der Volljährigkeit erscheint vor dem Hintergrund des durchschnittlichen Auszugsalters von jungen Menschen zwischen 24 und 25 Jahren problematisch (Freymond 2016).

Das System der Kinder- und Jugendhilfe lässt keine Rückkehroptionen zu.

Nach dem Auszug aus der stationären Jugendhilfe gibt es in einigen Kantonen unter dem Begriff der Nachbetreuung Angebote für *Care Leaver_innen*. Die darunter subsumierten Angebotsformen unterscheiden sich in Bezug auf die Dauer, die Art der Hilfe oder auch hinsichtlich der Übergangsthemen, die dort im Zentrum stehen (Schaffner/Rein 2014). Es liegen bislang keine Forschungen vor, welche Maßnahmen der Nachbetreuung in den Blick nehmen und in Erfahrung bringen, unter welchen Bedingungen sie angeboten werden (Aeberhard/Stohler 2008). Gemeinsam haben die Angebote, dass Nachbetreuung nur direkt im Anschluss an die stationäre Kinder- und Jugendhilfe in Anspruch genommen werden kann. Somit lässt das System der Kinder- und Jugendhilfe keine Rückkehroptionen zu. Auch hier wird deutlich, dass diese Regelung nicht mit der Realität heutiger Übergangsverläufe in Einklang steht, die weniger linear verlaufen und oftmals durch Yoyo-Bewegungen (Staubert/Walther 2013) geprägt sind. Mit den Yoyo-Bewegungen verbunden ist, dass einmal erfolgte Übergänge und damit verbundene Statuswechsel, wie zum Beispiel ein Übergang in Arbeit, nicht zwingend dauerhaft erreicht bleiben. So können Phasen von Arbeitslosigkeit oder auch erneute Ausbildungen nach einem erfolgreichen Übergang in Arbeit folgen. Die Phase des Übergangs zwischen Jugend- und Erwachsenenalter verlängert sich in der Folge. Gleichzeitig bringen Yoyo-Übergänge auch Widersprüche zwischen verschiedenen Teilübergängen ins Erwachsenenalter mit sich; so zum Beispiel, wenn *Care Leaver_innen* Eltern werden und in diesem Lebensbereich als Erwachsene adressiert werden und gleichzeitig einen Ausbildungsplatz suchen. Damit verbunden ist, dass sie in diesem Teilübergang mit Zuschreibungen und Erwartungen an Jugendliche konfrontiert werden. Aus diesen widersprüchlichen Anforderungen in Verbindung mit Yoyo-Übergängen entstehen biografische Herausforde-

rungen und Dilemmata. *Care Leaver_innen* sind angehalten ihren Übergang erfolgreich zu gestalten, stehen dabei aber vor strukturellen Barrieren, die nur zum Teil von ihnen individuell gelöst werden können.

Nach dem Ende der Zuständigkeit der Jugendhilfe steht das Übergangssystem potenziell für die Unterstützung von *Care Leaver_innen* zur Verfügung. Das Übergangssystem bietet eine breite Palette an Angeboten, die allerdings insbesondere auf Übergänge in Ausbildung und Arbeit fokussiert sind (Schaffner/Rein 2014). Viele dieser Angebote im Übergangssystem enden spätestens mit Erreichen des 25. Lebensjahres. Neben dem Übergang in Arbeit sind andere Übergangsthemen, wie Wohnberatung oder Schuldenberatung nur hochschwellig zugänglich und ganzheitliche Angebote gibt es kaum.

Fazit

Prozesse des *Leaving Care* in der Schweiz stellen insgesamt ein noch wenig erforschtes Feld dar. Es wird aber deutlich, dass die Rahmenbedingungen für *Care Leaver_innen* benachteiligend sind. Die föderale Organisation der Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz bringt dabei im internationalen Vergleich noch eine weitere Dimension der Benachteiligung für *Care Leaver_innen* mit sich. So sind mit dem Wohnort und den damit verbundenen unterschiedlichen Regelungen der jeweiligen Kantone und Gemeinden Ungleichheiten verbunden, was die Möglichkeiten der Unterstützung anbelangt. Hier bieten aktuell die fachlichen Debatten rund um die Prozesse des *Leaving Care* Ansatzpunkte, diese Benachteiligung in räumlicher Hinsicht zu hinterfragen.

Zentral ist eine stärkere Verbindung und Vernetzung der Kinder- und Jugendhilfe mit dem Übergangssystem.

Insgesamt ist eine Erhöhung der gesellschaftlichen Sensibilität für die Belange von *Care Leaver_innen* notwendig. Vor dem Hintergrund, dass sich Unterstützungsmaßnahmen nach wie vor an Normalvorstellungen von linearen Übergängen orientieren, scheint eine diesbezügliche Reflexion wichtig, um den vielfältigen Wegen und subjektiven Potenzialen von *Care Leaver_innen* gerecht zu werden.

Damit verbunden ist auch eine stärker an pädagogischen Gesichtspunkten orientierte Gestaltung des Zeitpunktes des Hilfeendes unter Einbezug der Jugendlichen

Zur Person

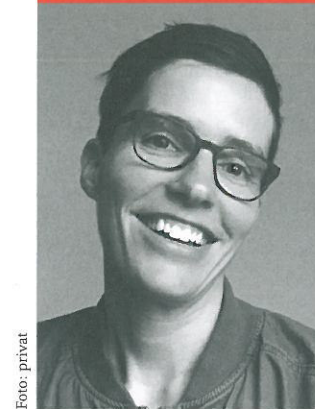


Foto: privat

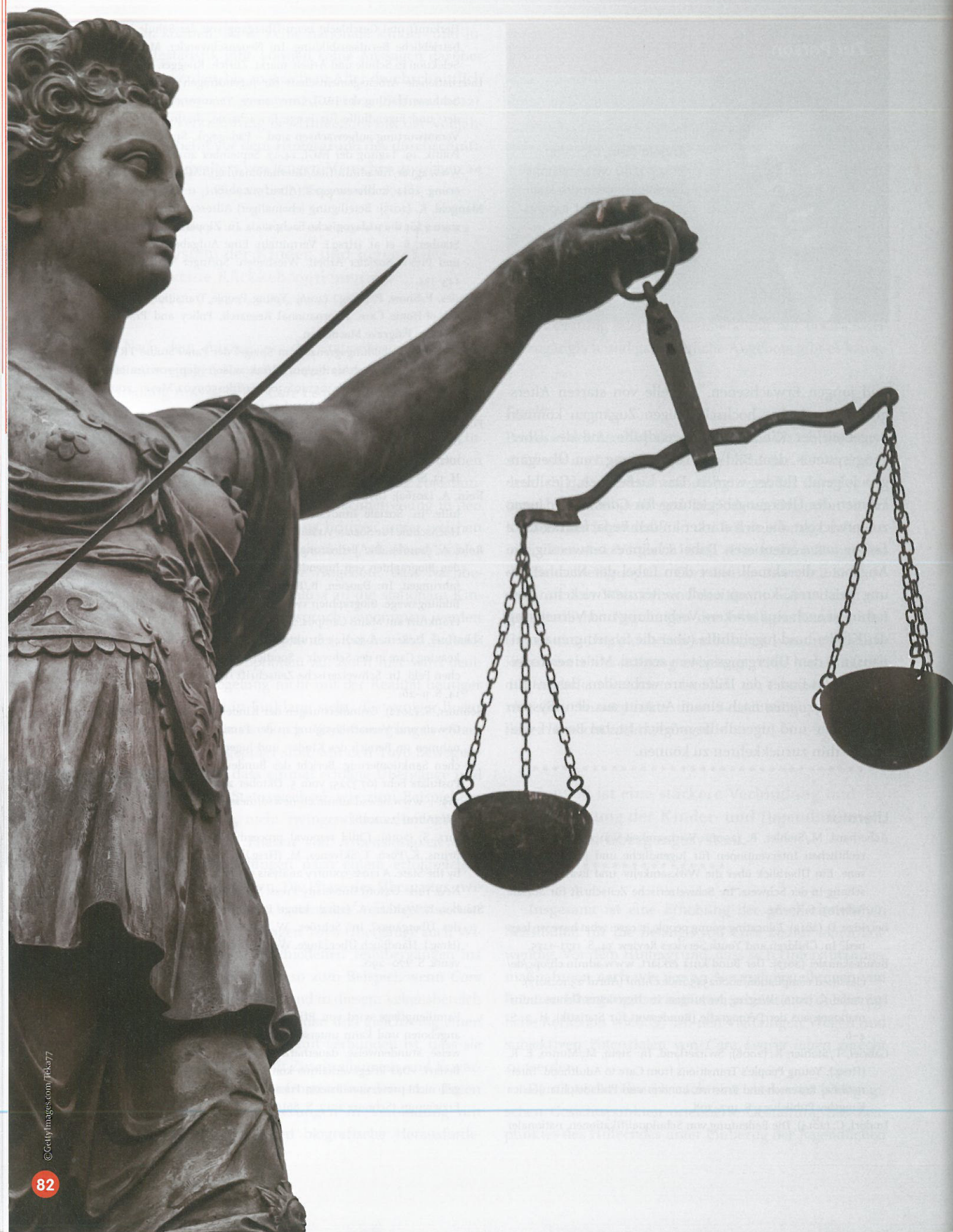
Angela Rein, Dipl. Päd., ist seit 2010 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kinder- und Jugendhilfe, Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW) Basel.

und jungen Erwachsenen. Anstelle von starren Altersgrenzen und eher hochschwelligen Zugängen könnten Angebote der Kinder- und Jugendhilfe und des Übergangssystems, dem Bild der Yoyoisierung von Übergängen folgend, fluider werden. Das hieße auch, flexiblere Formen der Übergangsbegleitung für *Care Leaver_innen* zu entwickeln, die sich stärker an den Bedarfen der *Care Leaver_innen* orientieren. Dabei scheint es notwendig, die Angebote, die aktuell unter dem Label der Nachbetreuung existieren, konzeptionell weiterzuentwickeln. Weiterhin ist auch eine stärkere Verbindung und Vernetzung der Kinder- und Jugendhilfe (über die Systemgrenzen hinaus) mit dem Übergangssystem zentral. Mit einer Yoyoisierung des Endes der Hilfe wäre verbunden, dass es für *Care Leaver_innen* nach einem Austritt aus dem System der Kinder- und Jugendhilfe möglich ist, bei Bedarf wieder dorthin zurückkehren zu können.

Literatur

- Aeberhard, M./Stohler, R. (2008): Wirksamkeit von zivil- und strafrechtlichen Interventionen für Jugendliche und junge Erwachsene. Ein Überblick über die Wirksamkeits- und Evaluationsforschung in der Schweiz. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit 5, S. 57–82.
- Berridge, D. (2012): Educating young people in care: what have we learned? In: Children and Youth Services Review 34, S. 1171–1175.
- Bundeskanzlei (2017): Der Bund kurz erklärt. www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20062545/index.html (Abruf 23.10.2017).
- Freymond, C. (2016): Wegzug der Jungen. In: Newsletter Demos. Informationen aus der Demografie (Bundesamt für Statistik), H. 2, S. 4–6.
- Gabriel, T./Stohler, R. (2008): Switzerland. In: Stein, M./Munro, E. R. (Hrsg.): Young People's Transitions from Care to Adulthood. International Research and Practice. London und Philadelphia: Jessica Kingsley Publishers, S. 197–208.
- Indorf, C. (2014): Die Bedeutung von Schulqualifikationen, nationaler

- Herkunft und Geschlecht beim Übergang von der Schule in die betriebliche Berufsausbildung. In: Neuenschwander, M. (Hrsg.): Selektion in Schule und Arbeitsmarkt. Zürich: Rüegger, S. 41–62.
- Internationale Arbeitsgemeinschaft für Jugendfragen (IAGJ) (2014): Schlusserklärung der IAGJ. Care Leaver: Verantwortung der Kinder- und Jugendhilfe für junge Erwachsene, die in öffentlicher Verantwortung aufgewachsen sind – Pädagogik, Strukturen und Politik, 19. Tagung der IAGJ, 14.–17. September 2014 in Potsdam. www.agj.de/fileadmin/files/international/iagj/IAGJ_Schlusserklärung_2014_Endfassung.pdf (Abruf 7.2.2018).
- Mangold, K. (2015): Beteiligung (ehemaliger) Adressat_innen als Ressource für die pädagogische Fachpraxis. In: Zipperle, M./Bauer, P./Stauber, B. et al. (Hrsg.): Vermitteln. Eine Aufgabe von Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Springer VS Verlag, S. 123–135.
- Mendes, P./Snow, P. (Hrsg.) (2016): Young People Transitioning from Out-of-Home Care. International Research, Policy and Practice. London: Palgrave Macmillan.
- Meyer, T. (2016): Bildungsgrenzen im Spiegel der Panel-Studie TREE. www.tree.unibe.ch/unibe/portal/fak_wiso/c_dep_sowi/micro-tree/content/e206328/e305140/e305154/files509502/Meyer_2016_Bildungsgrenzen_ger.pdf (Abruf 23.10.2017).
- Pothmann, J. (2007): »Bildungsverlierer« – eine Herausforderung für die Heimerziehung: Schulbesuch von 12- bis 17-jährigen in Heimen und betreuten Wohnformen. In: Forum Erziehungshilfen 3, H. 13, S. 179–188.
- Rein, A. (2016a): Diversity im Übergang aus der stationären Jugendhilfe. In: Soziale Innovation. Forschung und Entwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW 2016, S. 8–13.
- Rein, A. (2016b): Die Bedeutung von Normalitätskonstruktionen in den Biographien von Jugendlichen mit Migrations- und Heimerfahrungen. In: Dausien, B./Rothe, D./Schwendowius D. (Hrsg.): Bildungswege. Biographien zwischen Teilhabe und Ausgrenzung. Frankfurt am Main: Campus, S. 311–331.
- Schaffner, D./Rein, A. (2014): Strukturelle Rahmung der Statuspassage Leaving Care in der Schweiz – Sondierung in einem unübersichtlichen Feld. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit 16, H. 14, S. 9–26.
- Schnurr, S. (2012): Grundleistungen der Kinder- und Jugendhilfe. In: Gewalt und Vernachlässigung in der Familie: notwendige Massnahmen im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe und der staatlichen Sanktionierung. Bericht des Bundesrates in Erfüllung des Postulats Fehr (07.3725) vom 5. Oktober 2007. Bern: BSV, S. 66–109. www.news.admin.ch/news/message/attachments/27305.pdf (Abruf 7.2.2018).
- Schnurr, S. (2016): Child removal proceedings in Switzerland. In: Bruns, K./Pösö, T./Skivenes, M. (Hrsg.): Child Welfare Removals by the State. A cross-country analysis of decision-making systems. New York: Oxford University Press, S. 117–145.
- Stauber, B./Walther, A. (2013): Junge Erwachsene – eine Lebenslage des Übergangs? In: Schröer, W./Stauber, B./Walther, A. et al. (Hrsg.): Handbuch Übergänge. Weinheim und München: Beltz Juventa, S. 270–290.
- 1 Familienpflege wird von Pflegeeltern in einem Familiensetting angeboten und kann unterschiedliche Formen annehmen: tagesweise, stundenweise, dauerhafte Betreuung oder Betreuung bei Bedarf. »Das Pflegeverhältnis konstituiert somit eine (in der Regel) nicht-professionalisierte Form der öffentlich verantworteten Erziehung« (Schnurr 2012, S. 86).



Für einen eigenen Rechtstatbestand »Leaving Care« im SGB VIII!

Leaving Care ist seit einigen Jahren nicht nur ein zentrales Thema in den Hilfen zur Erziehung in Deutschland, es ist auch zu einem Synonym für eine Stärkung der Rechte von Jugendlichen und vor allem jungen Erwachsenen in einer nachhaltigen Kinder- und Jugendhilfe geworden. Auch in die Diskussion um die Reform des SGB VIII ist die Debatte um Leaving Care grundlegend aufgenommen worden. Ausgehend von dieser gegenwärtigen Situation und internationalen Beispielen der Übergangspraxis aus stationären Erziehungshilfen plädieren Wolfgang Schröer, Benjamin Strahl und Severine Thomas für einen eigenen Rechtstatbestand »Leaving Care« im SGB VIII und einen daran geknüpften Anspruch auf Unterstützung.

Von Wolfgang Schröder, Benjamin Strahl und Severine Thomas

Der Beginn der Care Leaver-Debatte in Deutschland

Die Themen *Junge Volljährige* und Übergänge waren und sind in den Hilfen zur Erziehung ein Dauerbrenner. Auch schon vor der gegenwärtigen Diskussion um *Leaving Care* lagen Studien vor, die sich bereits mit grundsätzlichen Fragen zu den Hilfen für jungen Volljährige (vgl. Nüsken 2013), der Heimbiografie (z. B. Hamberger 2008) und der Situation junger Erwachsener beim Verlassen der stationären Hilfe (z. B. Bieback-Diel et al. 1983) befasst haben.

Die Jugendhilfe interveniert intensiv in die Biografien und sollte daher eine lebenslaufbezogene Verantwortung haben.

Dennoch ist – rückblickend betrachtet – seit ungefähr fünf Jahren durch den Fokus auf *Leaving Care* eine neue Akzentuierung in die Kinder- und Jugendhilfediskussion und -forschung gekommen. Die Rechte der *Care Leaver_innen* und ihre Lebens- und Bewältigungslagen im jungen Erwachsenenalter sowie die mangelnde Nachhaltigkeit der Hilfen zur Erziehung sowie das Zuständigkeitswirrwarr in der Unterstützung dieser jungen Menschen rückte in den Vordergrund. Die »Entlassung« aus den stationären Hilfen zur Erziehung – sei es aus der Heimerziehung oder der Vollzeitpflege – wurde zunehmend als riskantes biografisches Lebensereignis im Lebenslauf wahrgenommen. Zudem wurde die Frage gestellt: Warum wird jungen Menschen, die durch stationäre Hilfen zur Erziehung betreut werden, in Bezug auf die Unterstützungsformen eine verkürzte Jugend oder beschleunigte Verselbständigung zugemutet (vgl. BMFSFJ 2017)?

Untersuchungen zu den Übergängen junger Menschen aus stationären Hilfen zeigten, dass zwar in einigen Regionen Projekte, aber nicht durchgehend abgesicherte pädagogische Konzepte sowie sozialpolitische Rahmenbedingungen für eine angemessene Übergangsbegleitung dieser jungen Menschen vorliegen (vgl. Sievers et al. 2015). Insbesondere für junge Menschen mit intensivem Unterstützungsbedarf konnten keine verlässlichen Strukturen festgestellt werden, die eine rechtskreisübergreifende Inanspruchnahme sozialer Dienste garantieren, ohne im Übergang um diese kämpfen zu müssen und ggf. in Versorgungslücken zu fallen.

Weiterhin wurde mit Blick auf (aus-)bildungsbezogene Möglichkeiten und Barrieren bei der Beendigung stationärer Erziehungshilfen deutlich, dass *Care Leaver_innen* beim Übergang in weiterführende (Aus-)Bildungsmöglichkeiten und in den Beruf vor besonderen Herausforderungen stehen und gegenüber ihren Peers deutlich benachteiligt sind. So sind für Deutschland zwar nach wie vor keine repräsentativen Daten vorhanden, die über die schulische und/oder berufliche Situation und erreichte Abschlüsse Auskunft geben. Die zuletzt verfügbaren Daten – bevor 2005 die amtliche Erhebungsstatistik der Kinder- und Jugendhilfe geändert wurde – sowie die Einbeziehung internationaler Forschungsergebnisse deuteten jedoch darauf hin, dass *Care Leaver_innen* ohne Schulabschluss, Ausbildung und Beschäftigung international aber auch in Deutschland auffallend überrepräsentiert sind (vgl. Köngeter et al. 2012; Jackson et al. 2005).

Verkürzte Jugend und beschleunigte Verselbständigung

Mit dem Begriff der Verselbständigung wird in den stationären Hilfen zur Erziehung häufig allein der Erwerb von Fähigkeiten für den Umzug in die eigene Wohnung umschrieben. Diese Perspektive wird sowohl den komplexen Anforderungen an Verselbständigungsprozesse im Übergang ins Erwachsenenalter in unserer Gesellschaft als auch insgesamt dem Prozess des *Leaving Care* (vgl. Köngeter et al. 2012) nicht gerecht. Letztlich haben junge Menschen, die durch stationäre Hilfen zur Erziehung betreut werden, sowohl die gesellschaftliche Kernherausforderung der Verselbständigung (vgl. BMFSFJ 2017) zu meistern als auch damit umzugehen, dass die stationäre Erziehungshilfe beendet wird. Letztlich gehen wir davon, dass mit den stationären Hilfen zur Erziehung die Kinder- und Jugendhilfe derart intensiv in die Biografie dieser jungen Menschen interveniert hat, dass sie auch die lebenslaufbezogene Verantwortung hat, dass der Übergang aus dieser Hilfeform schon gar nicht zu einer riskanten biografischen Konstellation wird, sondern den jungen Menschen eine nachhaltig gesicherte gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht.

Doch obwohl die Jugendforschung darauf hinweist, dass mit dem Erreichen der Volljährigkeit die Ausbildungs- und Einkommenssituation der jungen Menschen keineswegs gesichert ist und die Jugendphase auch in den sozialen Beziehungsgefügen keineswegs als beendet angesehen werden kann (vgl. z. B. BMFSFJ 2017), orientiert sich die Hilfe- und Bewilligungspraxis sehr stark an dem 18. Geburtstag. Hier ist mittlerweile eine größere

Sensibilität in den Fachdiskursen vorhanden, wie an der inzwischen breiteren Rezeption des Themas in Fachbüchern, Sonderheften einschlägiger Fachzeitschriften, aber auch Fachveranstaltungen und politischer Stellungnahmen sichtbar wird. In der Hilfebewilligung zeichnet sich jedoch in den vergangenen sechs Jahren in der Kinder- und Jugendhilfestatistik keine Trendwende ab (vgl. Fendrich et al. 2016; 2017). Die Beendigung zahlreicher Pflegeverhältnisse und Heimerziehungen um das Volljährigkeitsalter lässt jugendpolitisch viele Fragen offen.

So fordert auch der Bundesrat in seiner Stellungnahme zum 15. Kinder- und Jugendbericht die Unterstützung für *Care Leaver_innen* abzusichern: »Der Bundesrat stellt fest, dass der häufig mit dem Eintritt der Volljährigkeit eintretende Wegfall von erzieherischen Hilfen für einen Teil der jungen Erwachsenen bedeutet, dass ihnen die Möglichkeit einer gelingenden Bewältigung ihrer Kernherausforderungen genommen wird. Dies ist aus Sicht des Bundesrates eine nicht hinnehmbare Einschränkung der Entwicklungschancen dieser jungen Menschen und führt überdies zu ansteigenden sozialen Folgekosten. Der Bundesrat appelliert daher an die zuständigen örtlichen Träger der öffentlichen Jugendhilfe, hier zu einer den Erfordernissen der jungen Menschen angemessenen Praxis zu kommen. Zugleich sieht der Bundesrat die Bundesregierung in der Verantwortung, hier über eine Reform des SGB VIII Rechtsklarheit zur Pflicht der bedarfsgerechten Hilfegewährung für junge Erwachsene im beschriebenen Sinn zu schaffen« (BR-Drs-115/17 2017, S. 5).

Die neue Bundesregierung ist entsprechend gefordert, die Hilfen für junge Volljährige rechtlich zu stärken und einen Rechtsanspruch auf Unterstützung für *Care Leaver* im SGB VIII zu verankern.

Care Leaver_innen verfügen nach wie vor überdurchschnittlich häufig beim Hilfeende über keinen Schul- oder Ausbildungsabschluss.

Auch aus bildungsbiografischer Sicht sind frühe Hilfebeendigungen als problematisch zu betrachten. Denn auch wenn das Hilfeende vielfach mit einem ersten Schulabschluss zusammenfällt, so kann festgehalten werden, dass *Care Leaver_innen* nach wie vor überdurchschnittlich häufig beim Hilfeende über keinen Schul- oder Ausbildungsabschluss verfügen und insgesamt als benachteiligt zu charakterisieren sind (vgl. Köngeter et

al. 2012). Formale bzw. schulische Bildung und die Bedeutung von Bildungsabschlüssen für zukünftige gesellschaftliche und insbesondere berufliche Teilhabechancen scheinen dabei insgesamt wenig Beachtung im Feld der stationären Erziehungshilfen zu finden.

So besteht nicht nur kein repräsentatives Wissen um erreichte Schulabschlüsse und berufliche Perspektiven von *Care Leaver_innen*, sondern es zeigt sich auch, dass die jungen Menschen während ihres Aufwachsens in den stationären Erziehungshilfen kaum spezifische und intensive schulische Förderung erhalten. Gerade junge Menschen mit höheren schulischen und ausbildungsbezogenen Aspirationen fühlen sich am wenigsten darin unterstützt und gefördert, ihre Bildungsziele zu erreichen (vgl. Köngeter et al. 2016). So ist es keine Überraschung, dass junge Erwachsene aus den Bereichen der Heimerziehung und der Vollzeitpflege kaum an Hochschulen vertreten sind. Es wird weiterhin offensichtlich, dass nicht allein die biografischen Erfahrungen vor der stationären Erziehungshilfe Einfluss auf die (Aus-)Bildungschancen von *Care Leaver_innen* haben, sondern auch das Aufwachsen in Heimerziehung oder Vollzeitpflege sowie die Übergangsszenarien am Ende der Hilfe entscheidend an Schulerfolg und Ausbildungsperspektiven mitwirken. Problematisch ist dies deshalb, da die Integration in Arbeit maßgeblich über vorhandene formale Bildungsabschlüsse gesteuert wird (vgl. z. B. IAB 2013).

Schul- und Ausbildungswege von Care Leaver_innen

Insgesamt haben sich der Erwerb eines Schulabschlusses und die Aufnahme einer Berufsausbildung in den vergangenen 20 Jahren deutlich verschoben. Inzwischen beginnen junge Menschen eine duale Ausbildung durchschnittlich erst im Alter von 19,7 Jahren (vgl. BiBB 2017, S. 177 ff.). Dies allein schon widerspricht grundlegend einem Hilfeende mit Beginn der Volljährigkeit. Verstärkt wird die Problematik, da *Care Leaver_innen* sich aufgrund verschiedener biografischer Ereignisse in ihrer schulischen Laufbahn überwiegend in einem sogenannten »slow track« bewegen – also insgesamt eher länger dazu benötigen, um Schul- und Ausbildungsabschlüsse zu erreichen (vgl. Strahl i. E.).

Langzeitstudien zu der Lebenssituation von Care Leaver_innen fehlen in Deutschland.

Internationale Studien betonen in diesem Zusammenhang die Bedeutung eines längeren Verbleibes in stationären Hilfen. So zeigt die große US-amerikanische Midwest Study auf, dass junge Menschen je länger sie über die Volljährigkeit hinaus Unterstützung durch die Kinder- und Jugendhilfe erhalten, höhere Bildungsabschlüsse erreichen als sie im Durchschnitt von *Care Leaver_innen* erzielt werden (vgl. Courtney/Dworsky 2006). Hier wird nun sowohl von öffentlichen als auch freien Trägern in der Diskussion häufig ins Feld geführt, dass viele junge Erwachsene mit 17/18 Jahren auch keine stationären Hilfen mehr wollten. Allerdings gibt es bisher keine empirischen Befunde über die Beweggründe von *Care Leaver_innen*, die Heimerziehung oder Vollzeitpflege in dieser eher instabilen Lebensphase zu beenden. Auch gibt es keine Erkenntnisse, wie von ihnen die Hilfebeendigung zu einem späteren Zeitpunkt beurteilt wird.

.....

In der Kinder- und Jugendhilfe ist kein systematischer Ort für Selbstorganisationen von Adressat_innen vorhanden.

.....

Langzeitstudien zu der Lebenssituation von *Care Leaver_innen* fehlen in Deutschland nahezu vollständig. Stattdessen weisen bisherige Untersuchungen darauf hin, dass zum Hilfeende – häufig mit Einsetzen der Volljährigkeit – eine »Dekontifizierung« (Messmer/Hitzler 2008) stattfindet. Während im Hilfeverlauf noch fehlende eigene Fähigkeiten und mangelnde Unterstützung im Umfeld einen Hilfebedarf bedingen, so wird zum Hilfeende den jungen Menschen eine erreichte oder kurz bevorstehende Eigenständigkeit bescheinigt. Mit diesem Blick auf Umstände von Hilfebeendigungen kann nur angedeutet werden, dass die Zuständigkeit der Kinder- und Jugendhilfe für junge Erwachsene in der Fachpraxis und – so haben es der Diskurs um Inklusion und die Reformbemühungen um ein neues SGB VIII unterstrichen – äußerst diffus ist und der Personenkreis sozialpolitisch vorerst ein Spielball zwischen den Sozialgesetzen bleibt. Dadurch gelingt es *Care Leaver_innen* nur schwer trotz oder gerade wegen der Übergangsbedingungen aus der »Fremdunterbringung« eine stabile soziale und berufliche Perspektive zu entwickeln. Das Primat der Verselbstständigung (»independency«) bringt diese jungen Menschen in die Situation, dass sie nach Ende der Erziehungshilfe über kaum adäquate und zugesicherte öffentliche Infrastrukturen in der Phase des *Leaving Care* verfügen können. Die Notwendigkeit, Beziehungs- und Hilfsange-

bote aufrechtzuerhalten im Sinne einer »interdependency« – eines Eingebundenseins in lebensweltbezogene Netzwerke und Unterstützungsstrukturen (vgl. Mendes 2006) – sieht das soziale Leistungssystem in Deutschland bisher nicht vor. *Care Leaver_innen* beschreiben stattdessen, dass sie sich in dieser Zeit häufig wie Bittsteller fühl(t)en (vgl. IGfH/Universität Hildesheim 2016).

Care Leaver in der gescheiterten SGB VIII Reform

Die Etablierung von Selbstorganisationen von *Care Leaver_innen* und deren Beteiligung an politisch relevanten Entscheidungen – wie dies insbesondere im anglo-amerikanischen Raum der Fall ist – tragen zu einer größeren Aufmerksamkeit und Selbstwirksamkeit von *Care Leaver_innen* bei, da sie ihre Anliegen als Gruppe formulieren können. Der Aufbau eines deutschlandweit aktiven Netzwerkes (Careleaver e.V.), das sich für die Interessen aus Betroffenenperspektive einsetzt, ist dabei als ein erster Schritt zu sehen (siehe hierzu auch das Interview mit Jens Brokate, in: Lunz et al. in diesem Heft). So verschaffen sich *Care Leaver_innen* mittlerweile auf Fachveranstaltungen, in Fachbeiträgen oder politischen Foren für ihre Belange Gehör (vgl. Care Leaver Hearing). Damit sind erste Schritte einer Verbesserung der Situation von *Care Leaver_innen* in den öffentlichen Hilfesystemen angeregt. In diesem Zusammenhang wird ebenfalls deutlich, dass in der Kinder- und Jugendhilfe bisher kein systematischer Ort für Selbstorganisationen von Adressat_innen vorhanden ist.

Die Aufmerksamkeit, die die Debatte um *Leaving Care* fachpolitisch erzielt hat, drückte sich auch im Reformprozess um das SGB VIII aus. So fanden sich in den Vorschlägen aus dem Sommer 2017 einige wesentliche Forderungen von Care Leaver-Gruppen, Fachverbänden und Wissenschaft zur Verbesserung der Übergangsbedingungen wieder:

- Erste Ansätze einer Übergangsplanung: Beteiligung anderer Sozialleistungsträger an der Hilfeplanung im Falle eines absehbaren Zuständigkeitsübergangs am Ende der Erziehungshilfe
- Kultur des Wiedersehens: »Coming Back-Option«
- Reduzierung der Kostenheranziehung für junge Volljährige

Mit diesen Neuordnungen im SGB VIII hätten erste strukturelle Veränderungen für den Übergang aus stationären Erziehungshilfen erzielt werden können. Durch das Ausbleiben der Reform kann derzeit jedoch nur auf die inzwischen erzielte fachliche Sensibilität bei öffentlichen und freien Trägern und schließlich auch auf die bereits stattgefundene Sensibilisierung für Rechte und be-



©GettyImages.com/AleksandarGeorgiev (Bei abgebildeten Personen handelt es sich um Models.)

stehende Unterstützungsmöglichkeiten der betroffenen jungen Menschen selbst gesetzt werden. Eine rechtsverbindliche Verbesserung der Situation von *Care Leaver_innen* konnte aufgrund des Scheiterns der Reform vorerst nicht erzielt werden.

.....

Andere Länder weisen *Care Leaver_innen* eine sehr viel stärkere Rechtsposition zu.

.....

Internationale Perspektiven

Die Veränderung der Rechtsansprüche von *Care Leaver_innen* in einem reformierten SGB VIII wäre ein wichtiger Schritt und ein notwendiges Signal gewesen, um weitere konzeptionelle und auch strukturelle Entwicklungen anzustoßen. Schließlich geben internationale Beispiele vielfältige Anregungen, wie die Situation von *Care Leaver_innen* verbessert werden kann. Dabei zeigt sich, dass ein unmissverständlicher Anspruch auf Hilfe und Unterstützung im Übergang die jungen Menschen in stationären Erziehungshilfen entlastet. Auch die Förderung und Unterstützung junger Menschen bei längerfristig orientierten Bildungsplänen und spezifische Hilfe- und Orientierungsangebote in der Schulabschluss- und Ausbildungseinstiegsphase müssen stärker in den Vordergrund treten. So haben zum Beispiel in Polen junge Menschen in Heimerziehung und Vollzeitpflege das Recht, bis zum Ausbildungsende in der Hilfe zu bleiben. Auch in Ontario, Kanada, gibt es mit dem »Extended Care and Maintenance Programm« (ECM) ein verbindliches Angebot für alle Care Leaver bis 21 Jahre, die sich in Ausbildung be-

Für einen eigenen Rechtstatbestand »Leaving Care« im SGB VIII

finden (vgl. Flynn/Tessier 2011). Die Hilfe zum Lebensunterhalt und der Anspruch auf eine Betreuung/Begleitung wird damit garantiert (vgl. Provincial Advocate for Child and Youth 2012).

Andere Länder weisen *Care Leaver_innen* eine sehr viel stärkere Rechtsposition zu. So gibt es u. a. in Norwegen die Möglichkeit, Jugendhilfe bis zum 23. Geburtstag jederzeit in Anspruch nehmen zu können. Das bedeutet für *Care Leaver_innen* auch eine Rückkehroption in stationäre Hilfen. Die Jugendbehörden haben hier im Vergleich zu Deutschland bei den jungen Erwachsenen einen expliziten aufsuchenden Auftrag. Sie sind verpflichtet, auch wenn die Hilfe für einen jungen Menschen bereits beendet wurde, regelmäßig mit ihm/ihr Kontakt aufzunehmen bis sie das 23. Lebensjahr vollendet haben. Dieses Prinzip unterstreicht das öffentliche Interesse, Jugendlichen und jungen Erwachsenen z. B. auch nach Abbrüchen wieder Hilfen anzubieten (vgl. Backe-Hansen et al. 2013).

Auch in Großbritannien gehen die Unterstützungsangebote für Care Leaver über das Ende der stationären Erziehungshilfe hinaus. Mit dem »Children Leaving Care Act« besteht ein gesetzlicher Anspruch auf eine individuelle und kontinuierliche Übergangsplanung (»Pathway Planning«). Diese beinhaltet, dass alle *Care Leaver_innen* Anspruch auf individuelle Beratung und Begleitung durch einen persönlichen Berater bis zum 21. Lebensjahr haben. Soweit die Ausbildung noch nicht abgeschlossen ist, kann die Begleitung bis zum 25. Lebensjahr fortgeführt werden. Das Betreuungsverhältnis kann nur schriftlich durch den jungen Menschen selbst beendet werden. Zudem hat jede Kommune regelmäßig darüber zu berichten, wie die *Care Leaver_innen* gefördert und unterstützt werden sowie welche sozialen, beruflichen und gesundheitlichen Laufbahnen ihnen ermöglicht werden.

.....

Zu diskutieren ist nicht allein die frühzeitige Hilfebeendigung.

.....

Ein eigener Rechtstatbestand »Leaving Care«

Es gibt in Deutschland keinen eigenen Rechtstatbestand »Leaving Care« noch fachliche Standards für die Ausgestaltung von Unterstützungsformen im Prozess des *Leaving Care*. Auch bleibt bisher in den Leistungsvereinbarungen eine explizite Ausformulierung der Übergangsbegleitung ausgespart. Das »National Leaving Care Benchmarking Forum«, wie es in Großbritannien etab-

Zur Person



Foto: privat

Wolfgang Schröder, Prof. Dr., ist seit 2005 Hochschullehrer am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik.



Foto: privat

Benjamin Strahl, Dr. phil., arbeitet seit 2012 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik an der Universität Hildesheim und ist Mitinitiator und Mitglied des Careleaver e.V.



Foto: privat

Severine Thomas, Dr. phil., ist seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik an der Universität Hildesheim.

liert ist, liefert hier ein nachahmungsfähiges Modell, um nicht nur die gesetzlichen Grundlagen zu schaffen, sondern auch öffentliche und freie Träger in die Pflicht zu nehmen, eine Weiterentwicklung der lokalen und nationalen Übergangsstrukturen anzupassen. Das Forum bedeutet einen kontinuierlichen Fachaustausch von 90 Kommunen, die Mitglied des Forums sind und für dessen Durchführung einen festen Mitgliedsbeitrag entrichten. Im Interesse einer Weiterentwicklung der Übergangspraxis anhand des Austausches über gelingende lokale Modelle werden drei Mal jährlich Foren für die Leitungskräfte in den Kommunen durchgeführt sowie drei Fachkräftetrainings pro Jahr. Materialien und Konzepte werden den Mitgliedern auf einer Online-Plattform zur Verfügung gestellt. Parallel dazu findet ein Benchmarking Forum¹ unter *Care Leaver_innen* statt. Die hohe Anzahl kommunaler Mitgliedschaften unterstreicht den Stellenwert dieses Qualitätsentwicklungsinstrumentes (vgl. Frank 2017).

Für *Care Leaver_innen* in Deutschland erscheint uns in Anlehnung an internationale Beispiele die Einführung eines Rechtstatbestands »Leaving Care« ein geeignetes

Instrument, um deren Position an der Schnittstelle zwischen Kinder- und Jugendhilfe zu stärken und die Übergangsbegleitung auf breiter Basis weiterzuentwickeln. Die Diskussion um *Leaving Care* im internationalen Kontext unterscheidet zwischen der Notwendigkeit einer längeren Hilfgewährung für junge Menschen, die von stationären Hilfen betreut werden, in Deutschland die Debatte um den § 41 (Hilfen für junge Volljährige), und einem eigenen Rechtsanspruch auf Unterstützung und Begleitung nach der Erziehungshilfe. Diese Unterscheidung ist von grundlegender Bedeutung, da sie erst verdeutlicht, dass nicht allein die frühzeitige Hilfebeendigung zu diskutieren ist.

Mit einem eigenen Rechtstatbestand im SGB VIII würde die Zuständigkeit für die Übergangsbegleitung und das Gestalten von Unterstützungen für *Care Leaver_innen* auch gegenüber anderen Sozialgesetzen geklärt (vgl. Koch/Schröder 2017). Das deutsche Sozialleistungssystem bietet für junge Erwachsene bisher keine integrierte Struktur, so dass dieser Personenkreis darauf verwiesen ist, segmentiert um finanzielle und soziale Hilfen zu ersuchen. Oft schließen sich Leistungen aber wechselseitig aus. Auch wissen die beteiligten Stellen und Akteur_innen oft nicht genug über die Situation eines/einer *Care Leaver_in*. Es fehlt an einer integrierenden und kooperierenden Arbeit im Interesse des jungen Menschen. Dafür könnte ein Rechtstatbestand »Leaving Care« die entscheidenden Voraussetzungen schaffen.

Literatur

- Bieback-Diel, L./Lauer, H./Schlegel-Brocke, R. (Hrsg.) (1983): Heimerziehung – und was dann? Zur Problematik heimentlassener junger Erwachsener. Frankfurt am Main: ISS-Eigenverlag.
- Bundesinstitut für Berufsbildung (BiBB) (2017): Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2017. Informationen und Analysen zur Entwicklung der beruflichen Bildung. Bonn: BiBB-Eigenverlag.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2017): 15. Kinder- und Jugendbericht. Berlin.
- Bundesrat Drucksache 115/17 (Br-Drs-115/17) (2017): Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. [www.bundesrat.de/SharedDocs/drucksachen/2017/0101-0200/115-17\(B\).pdf?__blob=publicationFile&v=5](http://www.bundesrat.de/SharedDocs/drucksachen/2017/0101-0200/115-17(B).pdf?__blob=publicationFile&v=5) (Abruf 29.01.2018).
- Backe-Hansen, E./Højer, I./Sjöblom, Y./Storø, J. (2013): Out of home care in Norway and Sweden – similar and different. *Psychosocial Intervention* 22, S. 193–202.
- Courtney, M. E./Dworsky, A. (2006): Early outcomes for young adults transitioning from out-of-home care in the U.S.A. In: *Child and Family Social Work* 11, S. 209–219.
- Fendrich, S./Pothmann, J./Tabel, A. (2016): Monitor Hilfen zur Erziehung 2016, hrsg. von der Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik. Dortmund: Eigenverlag Forschungsverbund DJI/TU Dortmund.

- Fendrich, S./Pothmann, J./Tabel, A. (2017): Hilfen zur Erziehung 2016 – weiterer Anstieg durch Hilfen für junge Geflüchtete. www.akjs-tat.tu-dortmund.de/fileadmin/Analysen/HzE/Kurzanalyse_HzE2016.pdf (Abruf 29.1.2018).
- Flynn, R. J./Tessier, N. G. (2011): Promotive and risk factors as concurrent predictors of educational outcomes in supported transitional living: Extended care and maintenance in Ontario, Canada. In: *Children and Youth Services Review* 33, H. 12, S. 2498–2503.
- Frank, A. (2017): Pathway Planning & National Leaving Care Benchmarking Forum. Unveröffentlichte Präsentation auf dem Workshop Von der Hilfe- zur Übergangsplanung am 25.10.2017 in Hildesheim.
- Hamberger, M. (2008): Erziehungshilfekarrieren. Belastete Lebensgeschichte und professionelle Weichenstellungen. Frankfurt am Main: IGfH Eigenverlag.
- Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) (2013): Von der Schule in den Beruf. Aktuelle Berichte, Mai 2013. Nürnberg: IAB-Eigenverlag.
- IGfH e. V./Stiftung Universität Hildesheim (2016): Projekt »Rechte im Übergang- Die Begleitung und Beteiligung von Care Leavern«. Care Leaver Hearing am 12. Mai 2016 im Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend. Dokumentation. Frankfurt am Main und Hildesheim: IGfH-Eigenverlag.
- Jackson, S./Ajayi, S./Quigley, M. (2005): Going to University from Care. London: University of London/Institute of Education.
- Koch, J./Schröder, W. (2017): Dies sind auch unsere Kinder! »Care Leaver« brauchen einen Anspruch auf Unterstützung im jungen Erwachsenenalter. Unveröffentlichte Stellungnahme zu einem eigenen Rechtsanspruch »Leaving Care«.
- Köngeter, S./Mangold, K./Strahl, B. (Hrsg.) (2016): Bildung zwischen

– Anzeige –

- Heimerziehung und Schule. Ein vergessener Zusammenhang. Weinheim: Beltz Juventa.
- Köngeter, S./Schröder, W./Zeller, M. (2012): Statuspassage: »Leaving Care« – Biographische Herausforderungen nach der Heimerziehung. In: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 8, H. 3, S. 261–276.
- Mendes, P. (2006): From dependence to interdependence: towards better outcomes for young people leaving state. In: *Child Abuse Review* 15, S.110–126.
- Messmer, H./Hitzler, S. (2008): Die Hilfe wird beendet werden hier – Prozesse der Deklientifizierung im Hilfeplangespräch aus gesprächsanalytischer Sicht. *Neue Praxis* 38, H. 2, S. 170–187.
- Nützen, D. (2013): Junge Volljährige in den Erziehungshilfen. In: *Forum Erziehungshilfen* 19, H. 1. S. 10–16.
- Provincial Advocate for Children and Youth (2012): 25 is the new 21. www.provincialadvocate.on.ca/documents/en/25istheNew21.pdf (Abruf 19.12.2014).
- Sievers, B./Thomas, S./Zeller, M. (2015): Jugendhilfe und dann? Zur Gestaltung der Übergänge junger Erwachsener aus stationären Erziehungshilfen. Ein Arbeitsbuch. Frankfurt am Main: IGfH Eigenverlag.
- Strahl, B. (i. E.): Heimerziehung als Chance? – Erfolgreiche Schulverläufe im Kontext von stationären Erziehungshilfen. Weinheim: Beltz Juventa.

- 1 Das »National Leaving Care Benchmarking Forum« ist ein Zusammenschluss von über 80 kommunalen Leaving Care-Diensten in England, um gemeinsam die Lebenssituation und Unterstützungsmöglichkeiten für Care Leaver_innen zu verbessern.

Kunst Theater Soziales studieren

Ab Wintersemester 18/19:
Soziale Arbeit B.A.
Tanz- und Theaterpädagogik B.A.
Artful Leadership M.A.

www.hks-ottersberg.de
info@hks-ottersberg.de

Hochschule für
Künste im Sozialen
Ottersberg

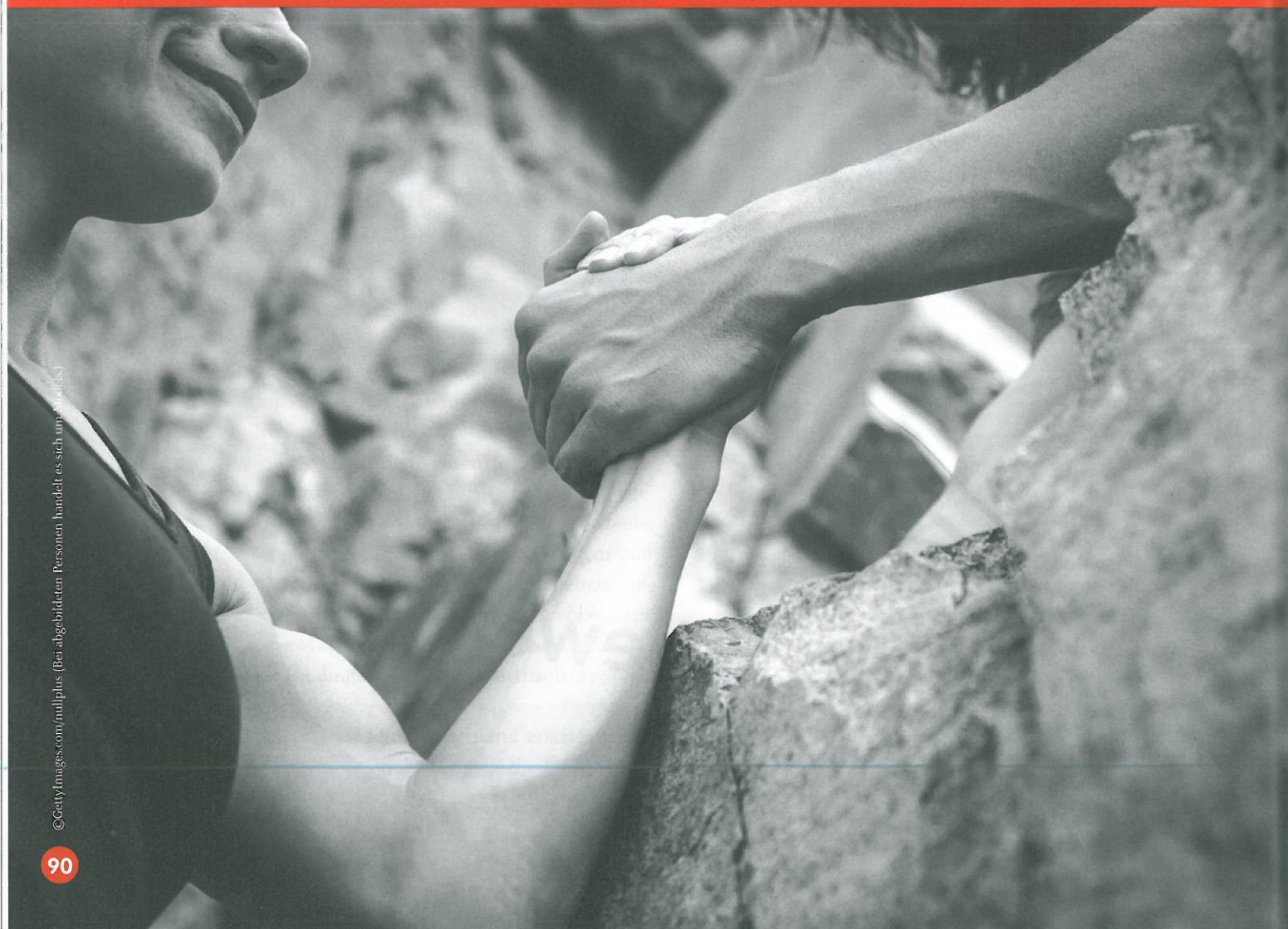


Jetzt
bewerben!



Beziehungsarbeit lehren

Ein Vorschlag für den Bachelor Soziale Arbeit



©Gettyimages.com/nullplus (Bei abgebildeten Personen handelt es sich um Models)

Ein Bestandteil professioneller Sozialer Arbeit ist Beziehungsarbeit. Sabrina Amanda Hancken stellt in ihrem Beitrag Überlegungen und Erfahrungen vor, wie Beziehungsarbeit im Studium mittels der Komponenten Wissen-Können-Haltung lern- und lehrbar wäre. So zeigt sich Beziehungsarbeit als ein facettenreicher Begriff, der als relevanter Kompetenzbereich in unterschiedlichen Orten und Settings am Lernort Hochschule zum Tragen kommen kann.

Von Sabrina Amanda Hancken

Seit jeher legt die Soziale Arbeit ihren Fokus auf die Lösung und die Vermeidung von sozialen Problemen. Sie hilft dort, wo Probleme sichtbar werden: nämlich in der subjektiven Lebenswelt. Diese Probleme sind oft die Folge eingeschränkter Wahlmöglichkeiten. Ziele sozialarbeiterischer Interventionen sind deshalb die Erweiterung von Handlungsoptionen sowie die Eröffnung und das zugänglich machen neuer (Handlungs-)Möglichkeiten. Dafür werden unterschiedliche Handlungsformen im Sinne von Beraten, Verhandeln, Intervenieren, Vertreten, Beschaffen und Begleiten/Betreuen eingesetzt (vgl. Lüssi 1995). Grundlage hierfür stellt die Beziehungsarbeit dar und kann deshalb voreilig als Selbstverständlichkeit aufgefasst werden. Denn obwohl professionell Helfende in der Regel mehr oder weniger gut mit ihren Adressat_innen zusammenarbeiten, es ihnen also offenbar gelingt, eine tragfähige Arbeitsbeziehung herzustellen, wissen sie meistens nicht, wie es dazu gekommen ist (vgl. Herwig-Lempp 2002).

Beziehungsarbeit – ein facettenreicher Begriff

Eine bekannte begriffliche Präzisierung liefern Asendorpf und Banse (2000). Nach ihnen zeichnen sich Beziehungen durch stabile und dyadentypische Interaktionsmuster aus. Jede Interaktion wird wiederum von der Erfahrung vorausgegangener und künftig zu erwartender Interaktionen geprägt. Heiner (2004) resümiert im Rahmen ihrer Studie, dass für viele Fachkräfte eine gute Beziehung Voraussetzung für den Erfolg sozialarbeiterischen Handelns ist. Im Hinblick auf die professionelle Arbeitsbeziehung kommt Krafeld (2004) zu dem Schluss, dass professionelle Beziehungsarbeit kein kompensatorisches Angebot an Freund_innen und Bekannten darstellt, sondern vielmehr die Basis für professionelle Soziale Arbeit ist. Was nun professionelle Soziale Arbeit überhaupt ausmacht, wurde vielfach diskutiert. Beispielsweise hat Heiner (2004) gezeigt, dass als professionell Sozialarbeitende gelten, die ein ressourcenorientiertes Klient_innenbild, welches von einem entwicklungsorientierten Kontrollkonzept begleitet wird, bezeichnet werden können. Dazu gehört das Bewusstsein der eigenen Berufsrolle



©Gettyimages.com/helovi

zum professionellen Selbstverständnis. Die Bereitschaft sich im Berufsalltag zu evaluieren und das eigene methodische Vorgehen sowie die Beziehungsgestaltung zu reflektieren, seien ebenfalls Merkmale für sozialarbeiterisches Handeln. Neuere Professionsverständnisse fokussieren im Zuge sich wandelnder Rahmenbedingungen, Problemlagen und Handlungsgrundlagen weniger auf professionsspezifische Merkmalskataloge als vielmehr auf struktur- und handlungstheoretische Betrachtungen sozialarbeiterischen Handelns. Ausgangspunkt ist das professionelle Handeln selbst. Hier gewinnt die Reflexivität als Kompetenz an Bedeutung. Dewe/Otto (2011) haben den Ansatz reflexiver Professionalität mit Fokus auf die Qualität des Handelns entwickelt. Im Hintergrund ihrer Auseinandersetzungen steht die Beziehungsgestaltung zu Adressat_innen. Sie verweisen darin auf das Erfordernis, die Partizipationsmöglichkeiten zu steigern. Zusammenfassend zeigen Becker-Lenz et al. (2013) auf, dass den unterschiedlichen Ansätzen eines gemeinsam ist, nämlich der Bezug auf die Ebene der individuellen Persönlichkeit der Sozialarbeitenden.

.....
Es bleibt offen, welchen Stellenwert »Beziehungsarbeit« in der Lehre zugeordnet wird.

Obwohl sich in sozialarbeiterischen Konzepten für methodisches Handeln Hinweise auf die Phase eines Beziehungsaufbaus finden lassen (u. a. Heiner 2004, von Spiegel 2011) bzw. Beziehungsarbeit als Komponente

von Professionalität betrachtet wird, bleibt offen, welchen Stellenwert dieser Kompetenz in der Lehre zugeordnet wird. Hier bietet sich an auf bezugswissenschaftliche Grundlagen zurückzugreifen. Gahleitner (2017) hat aufgezeigt, dass die Soziale Arbeit auf einer »Person-In-Environment«-Perspektive fußt (u. a. bei Pantuček 2005, Pauls 2011). Diese liefert eine erweiterte Sichtweise auf die Beziehungsgestaltung und hält dazu an, psychologische und bindungstheoretische Befunde sowie pädagogische und soziologische Konzepte zusammenzutragen und nutzbar zu machen. Damit geht sie über

psychologische Perspektiven hinaus, die zeigen, dass Beziehungsarbeit im psychotherapeutischen Bereich als zentraler Wirkfaktor für den Erfolg der Therapie angesehen werden kann (Grawe 2001, Kritz 2013).

IST-Stand: Bestandteile von Beziehungsarbeit

Obwohl bisher ein sozialarbeiterisches Handlungskonzept zur Beziehungsarbeit fehlt, lassen sich diverse theoretische Anknüpfungspunkte finden. Neben zeitlichen, institutionellen und ökonomischen Freiräumen ist Vertrauen eine zentrale Voraussetzung für die professionelle Zusammenarbeit (vgl. Arnold 2003). Wagenblass (2004) hat gezeigt, dass Vertrauen ein strukturierendes Medium in der helfenden Beziehung ist. Sie unterscheidet zwischen generalisierten und spezifischen Vertrauen und hat Bedingungsfaktoren hierfür benannt. Weil Beziehungen wiederum auf Kommunikation und Interaktion aufbauen, jede Botschaft und Mitteilung einen Inhalts- und Beziehungsaspekt enthält, erscheint die Trennung in Beziehungsarbeit und methodischem Handeln nicht sinnvoll (vgl. Watzlawick et al. 1969). Entsprechend wird Beziehungsarbeit als untrennbarer Bestandteil der Methodik verstanden – und ist lernbar.

Neben Vertrauen und kommunikativen Kompetenzen kommt der Balance von Nähe und Distanz eine zentrale Funktion zu. Sozialarbeitende agieren in der subjektiven Lebenswelt und dringen in persönliche Bereiche vor. Daraus ergibt sich die Herausforderung, eine formale Berufsrolle auszufüllen und sich gleichzeitig als ganze Person auf persönliche, emotional geprägte und nur be-

grenzt steuerbare Beziehungen einzulassen (vgl. Dörr/Müller 2012).

Es fällt deshalb nicht schwer, nachzuvollziehen, dass eine gelungene professionelle Beziehung kein Zufallsprodukt ist, sondern größtenteils das Ergebnis der fachlichen Fähig- und Fertigkeiten des Sozialarbeitenden. Psychosoziale Helfer_innen können eine gute Beziehung nicht erzwingen, aber zu ihrem Gelingen beitragen.

Lernorte im Studium gestalten

Bereits von Berufseinsteiger_innen wird erwartet, dass sie in der Lage sind ein positives, professionelles Arbeitsbündnis (vgl. Müller 2017) einzugehen. Allerdings stellt sich die Frage, inwieweit das Studium der Sozialen Arbeit Studierende hierbei unterstützen kann (vgl. Becker-Lenz et al. 2012). Bisher finden sich augenscheinlich nur wenige Lernorte im Studium, die sich explizit mit diesem Thema auseinandersetzen. Vielmehr werden in praxisorientierten Seminaren und Übungen Inhalte wie Nähe-Distanz, Anerkennung, Grenzen, Ängste und Zweifel bearbeitet.

.....
Ein ausbalanciertes Nähe-Distanz-Verhältnis ist wesentliche Bedingung für eine gelingende Arbeitsbeziehung.

Ein Blick in den Qualifikationsrahmen Soziale Arbeit – ein Orientierungsrahmen, der zugleich Ausgangspunkt für die Gestaltung oder Umgestaltung von Studiengängen und Curricula sein kann – zeigt, dass Beziehungsarbeit einen festen Platz im Bachelorstudiengang haben sollte (vgl. QR SARb 2008, S. 4). Auch in den Kompetenzbeschreibungen der Bologna-Reform (vgl. Schaperunter 2012) und im Kerncurriculum Soziale Arbeit der DGSA (vgl. DGSA 2016) wird hierauf verwiesen.

Inhaltsvolle Beziehungsarbeit

Die Auseinandersetzung mit dem Thema Beziehungsarbeit zeigt, dass verschiedene Komponenten Einfluss auf das professionelle Arbeitsbündnis haben. Hierzu gehört neben der personalen Identitätsarbeit und dem beruflichen Rollenverständnis, die professionelle Haltung. Daneben ist die Fähigkeit des professionell Helfenden ein Vertrauensverhältnis aufzubauen und ein ausbalanciertes Nähe-Distanz-Verhältnis herzustellen, wesentliche Bedingung für eine gelingende Arbeitsbeziehung.

In diesem Sinne lassen sich verschiedene Bausteine für die Hochschullehre kreieren, die sowohl vermittelt als auch zueinander in Verbindung gesetzt, geübt und reflektiert werden können. Geeignete Lernorte können hier Seminare und Übungen mit Praxisbezug, wie begleitende Veranstaltungen zum Praktikum oder Projektwerkstätten, sein.

.....
Wichtig sei heute vor allem die Fähigkeit zur Selbstorganisation.

Baustein 1: Berufliches Rollenverständnis

Gerade in komplexen postmodernen Lebenswelten nimmt die personale Identitätsarbeit im Rahmen der Hochschulausbildung eine zentrale Position ein. Waren in der ersten Moderne die individuellen Identitätswürfe durch normalbiografische Grundrisse geprägt, müssen die Subjekte heute patchworkartige Identitätsarbeit leisten. Ziel ist die Aneignung einer emanzipierten Identität. Auf das Studium der Sozialen Arbeit bezogen heißt dies, dass die Studierenden Empathie für sich selbst und die zunehmende Kompetenz des sozialen Sinnverstehens gegenüber biografischen Festlegungen und gesellschaftlichen Ansprüchen entwickeln. Keupp (2003) hat darauf hingewiesen, dass die Wertewelt einen zentralen Rahmen für die Identitätskonstruktion bildet. Wichtig sei heute vor allem die Fähigkeit zur Selbstorganisation. Um selbst tätig zu werden, benötige das Individuum Freiräume zum Selbstentwurf und zur Alltagsgestaltung.

.....
Das innere Erleben, Fühlen und Denken sollte mit dem Verhalten übereinstimmen.

Weiterhin umfasse die Identitätsarbeit eine Innere und eine äußere Dimension. Für das Gelingen der Identitätskonstruktion nehmen Authentizität von innen und Anerkennung von außen eine besondere Stellung ein (vgl. ebd. 2003). Im Hinblick auf die Teilidentität Arbeit kommt Hanses (2009) zu dem Ergebnis, dass eine professionelle Identität in der akademischen Ausbildung erarbeitet und in der Praxis erprobt und gefestigt werden könne. Dabei scheint das erworbene Wissen aus den relevanten Bezugswissenschaften eine untergeordnete Rolle einzunehmen. Vielmehr zeichne sich professionelle Identität durch eine geübte Reflexivität und fundierte Metho-

denkompetenz aus. Um dieses zu trainieren bieten sich im Studiengang Soziale Arbeit Einheiten an, die zu diskursiven und reflexiven Prozessen einladen. Ziel ist es hier, Raum für unterschiedliche Selbsterfahrungen zu geben. Es handelt sich im Verlauf des Studiums um eine seminarübergreifende Aufgabe.

Baustein 2: Haltung

In Haltungsfragen gilt Carl Rogers (2016) als Klassiker. Für eine hilfreiche Beratungsbeziehung benötigen Berater_innen die drei Grundmerkmale Empathie, Wertschätzung und Echtheit (vgl. Rogers 1983, S. 23 ff.).

Eine empathische Haltung ermöglicht ein tiefgehendes Verständnis für die individuelle Lebenswelt, indem das Handeln und die Gefühle der Adressat_innen nachvollzogen werden können. Mit Wertschätzung ist das bedingungslose Angenommen- und Akzeptiert-Werden der betreffenden Person in ihrer individuellen Einmaligkeit gemeint. Echtheit zeigt sich durch ein unverstelltes, authentisches Auftreten und ist für eine vertrauensvolle Beziehung unerlässlich. Ausgedrückt wird dieses durch Äußerungen, Gestik und Mimik. Das innere Erleben, Fühlen und Denken sollte mit dem Verhalten übereinstimmen.

Um den vielfältigen Aufgaben von Sozialarbeitenden nachzukommen, geht Hans Thiersch (2014), in dem er die Haltung als Grundeinstellung versteht, noch einen Schritt weiter. Sie zeige sich in der praktischen Auseinandersetzung mit AdressatInnen in konkreten Aktionen und Begegnungen. Haltung sei aber mehr als sich nur authentisch zu repräsentieren. Sie erwachse aus den unterschiedlichen Lern-, Lebens- und Berufserfahrungen und sei eingebettet in den jeweiligen kulturellen und zeitlichen Kontext (vgl. Thiersch 2014, S. 4).

.....
Spiele und Kleingruppenarbeiten eignen sich hervorragend dazu, sich in andere Personen hinein zu versetzen.

Basis für Haltungsfragen von Helfenden ist die Orientierung an den Menschenrechten sowie das Vergewärtigen einer helfenden Profession anzugehören (vgl. DBSH 2016, S. 2). Um an Haltungsfragen zu arbeiten, kann die Überwindung reiner Wissensvermittlung im Verlauf des Studiums Soziale Arbeit sinnvoll sein. Die Auseinandersetzung mit Erlebnis- und Erfahrungsbeispielen, Filmausschnitten, persönliche Begegnungen,

Rollenspielen und Fallbesprechungen können dem aktiven Ausprobieren und der vertieften Reflexion dienen.

Baustein 3: Vertrauen

Für eine langfristig wirksame Beziehungsgestaltung zu Adressat_innen der Sozialen Arbeit ist der Aufbau von Vertrauen wichtig. Gelingt dieses nicht, ist eine konstruktive Zusammenarbeit erschwert. Vertrauen zeigte sich bisher überwiegend als soziale Einstellung mit der Erwartung eines positiven Verlaufes. Neuere Studien fragen darüber hinaus, wie Vertrauen auch in ausgewählten professionellen Dienstleistungen generiert werden kann (vgl. Arnold 2009, Wagenblass 2014). Verschiedene Disziplinen thematisieren den Vertrauensbegriff – bisher ohne Konsens. Eine bekannte Definition stammt von Luhmann (2000). Er weist Vertrauen als »Mechanismus zur Reduktion von komplexen Situationen« (ebd., S. 19) aus. Dieses Vertrauen hat im Zusammenhang der sozialen Interaktionen die Funktion, die zunehmend komplexen Mensch-Umwelt-Beziehungen auf ein Maß zu reduzieren, damit das Individuum handlungsfähig bleibt (vgl. ebd. S. 47 ff und 60 ff.).

Weitgehend Einigkeit herrscht dahingehend, dass Vertrauen bestimmte Elemente umfasst (Luhmann 2000, Petermann 1996, Schweer: 2004):

- Ungewissheit für die vertrauende Person,
- Potenzielles Risiko für die vertrauende Person,
- Unzureichende Beeinflussbarkeit des eigenen Schicksals durch die vertrauende Person,
- Zukunftsbezug.

Daneben existieren zur Herstellung von Vertrauen verschiedene Modelle, die im Rahmen der Hochschullehre vermittelt werden können. Daneben steht die Selbsterfahrung bei diesem Thema im Vordergrund. Zum Beispiel eignen sich Spiele und Kleingruppenarbeiten hervorragend dazu, Kontakt aufzunehmen, im Team zu arbeiten, sich in andere Personen hinein zu versetzen, soziales Lernen zu fördern und schlussendlich Vertrauen entwickeln zu können (vgl. Dürrschmidt et al. 2005).

.....
Anspruch müsste sein, Nähe und Distanz erfahrbar zu machen.

Baustein 4: Nähe-Distanz-Verhältnis

Die Ausgestaltung des Verhältnisses von Nähe und Dis-



tanz ist ein wesentlicher Bestandteil der Beziehungsgestaltung. Hier geht es vor allem um das als richtig empfundene Maß. Ob und wann dieses Maß an Nähe und Distanz als angemessen empfunden wird, hängt von den eigenen Erfahrungen, den individuellen Interpretationen und Handlungszielen ab (Dörr/Müller 2012, S. 7 ff.). Wichtig ist, dass professionell Helfende in der Lage sind, Nähe und Distanz zu regulieren, sich den Beziehungsentwicklungen anzupassen und zu reflektieren. Anspruch an ausgewiesene Lehrveranstaltungen müsste daher sein, zu helfen, Nähe und Distanz erfahrbar zu machen. Hier scheint die Vorstellung von zwei Polen, die auf einem Kontinuum angesiedelt sind, und zwischen denen sich professionell Helfende bewegen, sinnvoll. Fallbeispiele und Rollenspiele in Reflexionsseminaren wären in der Lage, ein erstes Gefühl von Nähe und Distanz vermitteln.

.....
Ziel ist es, die Komponenten Wissen-Können-Haltung miteinander zu verbinden.

Diesen Aspekten sollte im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit nachgegangen werden. Zum Beispiel bieten die

Hochschulen Hannover und Merseburg sowie die PH Ludwigsburg explizit Seminare zur professionellen Beziehungsgestaltung an.

Lernorte sind so zu gestalten, dass die Studierenden, neben theoretischen Kenntnissen, im Rahmen von Aneignungsprozessen zu einer reflexiven Professionalität gelangen können. Denn Professionalität entsteht aus dem Zusammenspiel von Wissen, Können, Habitus und Identität (vgl. Becker-Lenz et al. 2012); Beziehungsarbeit ließe sich mit Effinger (2011) dem Können zuordnen. Ein großes Methodenrepertoire ersetzt insoweit nicht die Grundhaltungen und das theoretische Wissen der angehenden Sozialarbeitenden, welches wiederum Voraussetzung für die Entwicklung einer helfenden Beziehung ist. Um diesem Profil nachzukommen, ist eine enge Theorie-Praxis-Verknüpfung mit theoriegeleiteten Reflexionsmethoden erforderlich.

Beziehungsarbeit in der Lehre erfahrbar machen

Wie kann nun eine Umsetzung im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit aussehen? Wie bereits erwähnt, eignen sich Seminare und Übungen mit Praxisbezug, z. B. begleitende Veranstaltungen zum Praktikum, Projektwerkstätten oder Vertiefungsfächer. Während beispielsweise

Zur Person



Sabrina Amanda Hancken, Dr., ist seit 2017 Professorin für Sozialarbeitswissenschaft an der Hochschule Merseburg.

die ersten beiden Semester dazu genutzt werden können, theoretische Grundlagen in Bezug auf sozialarbeitswissenschaftliches Wissen, methodische Handlungskompetenz (Konzepte und Methoden der Sozialen Arbeit) und Adressat_innen der Sozialen Arbeit (z. B. verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche, suchterkrankte Menschen, wohnungslose Personen) zu vermitteln, bietet sich in anschließenden Semestern eine praxisorientierte Vertiefung exemplarisch in einem Arbeitsbereich an. Es folgt ein Beispiel aus der eigenen Lehrpraxis:

Im Rahmen der »Vertiefung Sozialpsychiatrie« sieht der Semesterplan zunächst vor, dass zum Beginn Hintergrundwissen zur Entwicklung der Sozial- und Gemeindepsychiatrie sowie das damit einhergehende Gesundheits- und Krankheitsverständnis vermittelt werden. In einem nächsten Schritt findet eine Auseinandersetzung mit Menschenbildern im psychiatrischen Kontext statt, um sich anschließend mit dem Alltag und der Lebenswirklichkeit von Menschen mit einer psychischen Erkrankung zu beschäftigen. Daran anknüpfend werden max. drei Exkursionen (inkl. Vor- und Nachbereitung) zu gemeindepsychiatrischen Institutionen durchgeführt. Die Studierende erhalten im Vorfeld je Kleingruppe eine Fragestellung, in denen die o.g. Bausteine auftauchen, z. B.: Welche Haltung zeichnet die professionell Helfenden in der jeweiligen Einrichtung aus? Wieviel Nähe bzw. wieviel Distanz wird in dem jeweiligen Setting als professionell betrachtet? Wie wird versucht Vertrauen zu den AdressatInnen aufzubauen? Welche Rolle nehmen kommunikative Kompetenzen in der jeweiligen Institution ein? Durch die Verteilung der Arbeitsaufträge im Vorfeld können die Studierende einen eigenen Zugang zur Thematik wählen, indem sie beispielsweise konkrete Fragen vorbereiten, sich theoretisches Wissen aneignen usw.

Nachdem die Exkursionen abgeschlossen sind, werten die Kleingruppen ihre Aufgabe aus und stellen sie im Plenum vor. Anschließend ist genug Zeit zur Diskussion und Reflexion in einer angenehmen Atmosphäre unter grundsätzlicher Beachtung einer guten Lehr-Lern-Beziehung (vgl. Hattie 2008) zu geben. Zum Ende des Semesters werden die unterschiedlichen Bausteine in Beziehung zueinander gesetzt und theoretisch beleuchtet, um abschließend ausgewählte Themen exemplarisch in Rollenspielen zu erproben. Ziel ist es, die Komponenten Wissen-Können-Haltung miteinander zu verbinden und ein Gefühl für die professionelle Beziehungsgestaltung zu erhalten.

Der praxisorientierte Zugang ist geeignet, um zunächst in Kontakt mit der jeweiligen Zielgruppe, den jeweiligen Arbeitsfeldern und -formen zu gelangen. Durch die Kleingruppenarbeit und das Zusammenkommen im Plenum werden unterschiedlichste Aspekte beleuchtet, reflektiert und kritisch bewertet. Durch den anschließenden theoretischen Input findet eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den gesammelten praktischen Erfahrungen, Einstellungen und Sichtweisen statt.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass es kein Patentrezept dafür gibt, wie Beziehungsarbeit lehrbar gemacht werden kann! Viel wichtiger erscheint hingegen, dass sich ausgewiesene Seminare mit professioneller Beziehungsarbeit beschäftigen und mit kreativen Ansätzen füllen!

Literatur

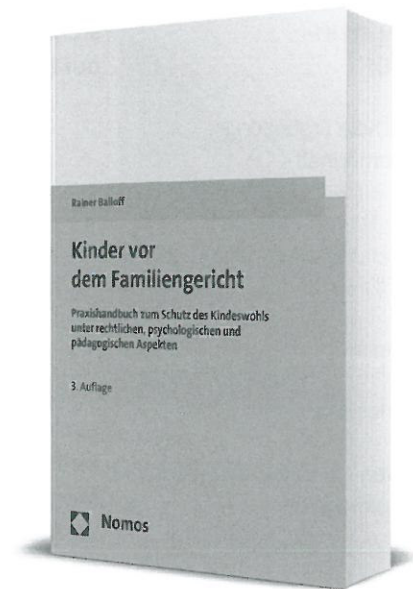
- Arnold, S. (2003): Vertrauensaufbau in der Sozialen Arbeit. In: Fabian, T./Schweikart, R. (Hrsg.): Brennpunkte der Sozialen Arbeit. Bd. 4, Münster, Hamburg, London; S. 117–166.
- Asendorpf, J./Banse, R. (2000): Psychologie der Beziehung. Bern.
- Becker-Lenz, R./Busse, S./Ehlert, G. et al. (2012): Professionalität Sozialer Arbeit und Hochschule: Wissen, Kompetenz, Habitus und Identität im Studium Sozialer Arbeit. Wiesbaden.
- DBSH (2016): Deutschsprachige Definition Sozialer Arbeit des Fachbereichstags Soziale Arbeit und DBSH. www.dbsh.de/fileadmin/downloads/20161114_Dt_Def_Sozialer_Arbeit_FBTS_DBSH_02.pdf (Abruf 6.5.2018).
- Dewe, B./Otto, H.-U. (2011): Professionalität. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. 4. Aufl. München, S. 1143–1153.
- DGSA (2016): Kerncurriculum Soziale Arbeit – Eine Positionierung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit. www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Aktuelles/DGSA_Kerncurriculum_final.pdf (Abruf 6.5.2018).
- Dörr, M./Müller, B. (2012): Einleitung – Nähe und Distanz als Strukturen der Professionalität pädagogischer Arbeitsfelder. In: Dörr, M./Müller, B. (Hrsg.): Nähe und Distanz – Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. 3. Aufl. Weinheim/Basel, S. 7–31.
- Dürschmidt, P./Brenner, S./Koblitz, J. et al. (2011): Methodensammlung für Trainerinnen und Trainer. 7. Aufl. Bonn.

- Effinger, H. (2011): Zwischen Funktionalität und Reflexivität – Plädoyer für ein generalistisches Bachelorstudium der Sozialen Arbeit. In: Kraus, B./Effinger, H./Gahleitner, S. et al. (Hrsg.): Soziale Arbeit zwischen Generalisierung und Spezialisierung. Das Ganze und seine Teile. Opladen, Berlin, Farmington Hills, S. 125–139.
- Fachbereichstag Soziale Arbeit (2008): Qualifikationsrahmen Soziale Arbeit (QR SArb). www.fbts.de/fileadmin/fbts/AktuellesQRSArb_Version_5.1.pdf (Abruf 5.5.2018).
- Gahleitner, S. (2017): Soziale Arbeit als Beziehungsprofession – Bindung, Beziehung und Einbettung professionell ermöglichen. Opladen.
- Grawe, K./Donati, R./Bernauer, F. (2001): Psychotherapie im Wandel: Von der Konfession zur Profession. 5. Aufl. Bern.
- Hanses, A. (2009): Professionalisierung Sozialer Arbeit – Fragmente einer reflexiven Positionsbestimmung. In: Busse, S./Ehlert, G. (Hrsg.): Soziale Arbeit und Region: Lebenslagen, Institutionen, Professionalität. Berlin, S. 276–293.
- Hattie, J. (2017): Lernen sichtbar machen für Lehrpersonen. 3. Aufl., Hohengehren.
- Heiner, M. (2004): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart.
- Herwig-Lempp, J. (2002): Beziehungsarbeit ist lernbar. Systemische Ansätze in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: Pfeifer-Schaupp, U. (Hrsg.): Systemische Praxis. Modelle – Konzepte – Perspektiven. Freiburg, S. 39–62.
- Keupp, H. (2003): Identitätskonstruktion. www.ipp-muenchen.de/texte/identitaetskonstruktion.pdf (Abruf 23.3.2018).
- Krafeld, F. (2004): Grundlagen und Methoden aufsuchender Jugendarbeit. Wiesbaden.
- Kriz, Jürgen (2013): Was bleiben will, muss ich ändern. Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des Bundesverbandes katholischer Ehe, Familien- und Lebensberaterinnen und -berater e.V., Schweinfurt, S. 25–40.
- Luhmann, N. (2000): Vertrauen. 4. Aufl. Opladen.
- Lüssi, P. (1995): Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung. 3. Aufl. Bern.
- Müller, B. (2017): Sozialpädagogisches Können: Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. 8. Aufl. bearb. von Ursula Hochuli Freund. Freiburg im Breisgau.
- Pantuček, P. (2005): Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. Wien.
- Pauls, H. (2011): Klinische Sozialarbeit – Grundlagen und Methoden psychosozialer Behandlung. Weinheim.
- Petermann, F. (1996): Psychologie des Vertrauens. Göttingen.
- Rogers, C. (1983): Therapeut und Klient – Grundlagen der Gesprächspsychotherapie. Elberfeld.
- Rogers, C. (2016): Entwicklung der Persönlichkeit – Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten. Stuttgart.
- Schaperunter, N. (2012): Fachgutachten zur Kompetenzorientierung in Studium und Lehre. www.hrk-nexus.de/fileadmin/redaktion/hrk-nexus/07-Downloads/07-02-Publikationen/fachgutachten_kompetenzorientierung.pdf (Abruf 4.5.2018).
- Schweer, M. (2004): Vertrauen und soziale Unterstützung in der pädagogischen Beziehung. In: Bildung und Erziehung, Band 57, Heft 3, S. 279–288.
- Thiersch, H. (2014): Zur sozialpädagogischen Haltung. www.hans-thiersch.de/Hans-Thiersch.de/Veroeffentlichungen_files/Haltung-Endfassung.pdf (Abruf 30.4.2018).
- Wagenblass, S. (2004): Vertrauen in der Sozialen Arbeit – Theoretische und empirische Ergebnisse zur Relevanz von Vertrauen als eigenständiger Dimension. Weinheim und München.
- Watzlawick, P./Beavin, J./Jackson, D. (1969): Menschliche Kommunikation. Bern, Stuttgart, Wien.

– Anzeige –

»uneingeschränkt zur nachhaltigen Rezeption empfohlen«

Joerg Paschke, Praxis der Rechtspsychologie 2015, 160-161, zur Voraufage



Kinder vor dem Familiengericht
Praxishandbuch zum Schutz des Kindeswohls unter rechtlichen, psychologischen und pädagogischen Aspekten
Von Dr. Rainer Balloff
3., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage 2018, 452 S., brosch., 58,- €
ISBN 978-3-8487-3981-3
eISBN 978-3-8452-8321-0
nomos-shop.de/29383

Wenn Eltern sich trennen, ihnen wegen Misshandlung das Sorgerecht entzogen wird, das Sorge- oder Umgangsrecht geregelt wird oder wenn Kinder in Obhut genommen werden und in Pflegefamilien oder Heime kommen, stehen Kinder vor Familiengerichten. Das betrifft in Deutschland jährlich über 200.000 Kinder.

 **Nomos eLibrary** www.nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen
unter www.nomos-shop.de
Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer

 **Nomos**

Vorschau

Weitere Themenplanung

11-12/2018 Wirklichkeit_en

1-2/2019 Schule und Soziale Arbeit

Sozialmagazin-Newsletter

- Die optimale Ergänzung zum Themenheft
- Aktuelle Themen aus den Bereichen Soziale Arbeit, Sozialpolitik und Gesellschaft
- 6 x im Jahr
- Buchverlosung
- Anmelden auf www.beltz.de/sozialmagazin

Das nächste Heft: Steuerung (in) der Sozialen Arbeit

Die Steuerung von Aufgaben Sozialer Arbeit unterliegt durch die gesellschaftlichen Veränderungen und gesetzlichen Neunormierungen einem tiefgreifenden Wandel. Formen der klassischen Logik von Steuerung durch Staat und Verwaltung werden mehr und mehr ergänzt durch Elemente des Marktes und der Logik von Netzwerken und Beteiligung. Steuerung (in) der Sozialen Arbeit ändert sich dadurch in ihrem Wesen und in ihren Instrumenten. Im Fokus stehen aktuelle Ansätze der Steuerung, methodische Aspekte und der Blick auf Bedarfe der Zielgruppen.

sozialmagazin Beltz Juventa

Magdalena Herzog
Werderstraße 10
69469 Weinheim

Telefon: 06201/60 07-362

E-Mail: sozialmagazin@beltz.de
www.juventa.de



sozialmagazin

Die Zeitschrift für Soziale Arbeit

REDAKTION

Prof. Dr. Michael Böwer, Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen; Prof. Dr. Claudia Bundschuh, Hochschule Niederrhein; Prof. Dr. Jörg Fischer, Fachhochschule Erfurt; Prof. Dr. Gunther Graßhoff, Stiftung Universität Hildesheim; Prof. Dr. Jochem Kotthaus, Fachhochschule Dortmund; Prof. Dr. phil. Nina Oelkers, Universität Vechta; Prof. Dr. Elisabeth Tuidor, Universität Kassel; Prof. Dr. Matthias D. Witte, Johannes Gutenberg Universität Mainz; Magdalena Herzog, Beltz Juventa, Weinheim
Anschrift: Sozialmagazin, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim, Tel: 06201/6007-362, E-Mail: sozialmagazin@beltz.de
Manuskripte: Manuskripte werden jederzeit als Datei an die Redaktion erbeten. Es werden nur Originalbeiträge angenommen. Für unverlangte Sendungen wird keine Haftung übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn entsprechendes Rückporto beiliegt.

VERLAG

Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim, www.juventa.de
Das Sozialmagazin erscheint als Doppelheft 6-mal jährlich. Unter www.juventa.de finden Sie ein Gesamtregister aller Beiträge.

PREISE UND BEZUGSBEDINGUNGEN

Jahresabonnement Euro 58,-, für Studierende (bei Vorlage einer Studienbescheinigung) Euro 46,-, Doppelheft Euro 9,80,- (jeweils zzgl. Versandkosten). Der Gesamtbezugspreis (Abonnementspreis plus Versandkosten, Inland Euro 6,-) ist preisgebunden. Ein Probeabonnement umfasst 2 Hefte zum Preis von Euro 14,90 frei Haus. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabonnementsende.

Anzeigen: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, 69441 Weinheim, Tel.: 06201/6007-386, Fax: 06201/6007-9331, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement und Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, 69445 Weinheim,

Tel.: 06201/6007-330, Fax: 06201/6007-9331, E-Mail: medienservice@beltz.de

URHEBERRECHTE

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Titelbild: ©Gettyimages.com/littlehenrabi (Bei abgebildeten Personen handelt es sich um Models.)

Umschlaggestaltung: Nancy Aprile

Beilagen: Diesem Heft liegen Beilagen der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG und der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim bei.

Printed in Germany
ISSN 0340-8469